

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes „Duboid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Gall Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Mugsburg
M. d. R. u. d. bayer. L. L.

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2. — Alleinige Anzeigenannahme: Russischer Kompaß, Berlin W. 50, Bamberger Straße 9
Fernsprecher: Amt Kurfürst 6449. Preis für 1 mm Höhe der 5 cm breiten Spalte 25 Pfg., auf der ersten Umschlagseite 50 Pfg., auf der zweiten, dritten und vierten Umschlagseite 35 Pfg.

1. Augustheft 1918.

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal. . . Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. . . Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstraße 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. 15

Inhalt: Dohrmann, Die Verfassung der russischen Räterepublik. . . von Eckardt, Die Weißrussen. . . Orenius, Das Zentrum Berlin. . . Dr. Freiherr von Mackay, Ararat. . . von Jant, Lit-Livland vor und zur Zeit der deutschen Kolonisation. . . Peschke, Gegen-

warts- und Zukunftsfragen der deutsch-russischen Kolonisten. . . Busch, Die Entwicklung des Verkehrsgewerbes auf dem Balkan. . . Mitteilungen auf der ersten, zweiten und dritten Umschlagseite.

Mitteilungen.

Aus dem Leben der Baltien.

Die Livland-Estland-Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste am Pariser Platz hat ihre Tore geschlossen, um sich auf die Wanderung in weitere deutsche Städte zu begeben. Sie ist verhältnismäßig kurze Zeit ein Berliner Schaustück gewesen; nur einen Monat lang hat sie in Berlin ihre Exponate einem neugierigen Publikum gezeigt. Das ist eine sehr kurze Zeit, um so mehr, als es sich um vier Sommerwochen handelt, Wochen, da der Berliner ungern geschlossene Ausstellungsräume besucht, sich trotz der Kriegszeit vielfach auf Reisen befindet und daher Berliner Sensationen ver-säumen muß. Fraglos wird die Zahl derer in die Tausende gehen, die die Ausstellung noch gern besucht hätten, aber nun zu spät gekommen sind. Das liegt nicht im Interesse der aufklärenden Mission, die die Ausstellung auf sich genommen hat und die ja auch in einer Reihe baltischer Vorträge in Verbindung mit der Ausstellung zum Ausdruck gekommen ist. Ueberhaupt war der Zeitpunkt für die Ausstellung, was die Reichshauptstadt Berlin anbetrifft, etwas unglücklich gewählt; sie hätte im Frühjahr, Herbst oder Winter den Berliner fraglos in größeren Scharen angelockt. Oder sie hätte eben, wie gesagt, länger in Berlin verweilen sollen. Das-selbe gilt von den Vorträgen, die leider verhältnismäßig schwach besucht waren, weil auch sie in eine für Berlin ungünstige Zeit fielen. Das alles ist um so bedauerlicher, als es sich bei der Livland-Estland-Ausstellung tatsächlich um ein mit ganz hervorragender Sachkenntnis in die Wege geleitetes, großzügiges Unternehmen handelt, das einen schönen Ueberblick über baltische, insbesondere livländische und estländische Verhältnisse gewährt. Wir haben der Livland-Estland-Ausstellung in unserer Nummer vom 1. Juli bereits einen Aufsatz gewidmet, der das alles anerkannte. Wir sprechen nun die Hoffnung aus, daß die Livland-Estland-Ausstellung in den fernerer Stätten ihrer Wirksamkeit umfassendere Erfolge der Aufklärungsarbeit erntet als hier, wenn wir damit auch nicht sagen wollen, daß ihr in Berlin ein Mißerfolg beschieden gewesen ist: im Gegen-teil, die Livland-Estland-Ausstellung hat sich hier begeisterte Freunde erworben; es ist nur schade, daß deren Zahl verhältnismäßig so gering ist.

Bekanntlich sind es mehrere Millionen kurländischen Privatver-mögens, die sich zurzeit in russischem Besitz befinden. Vorwiegend han-delt es sich um kurländische Sparguthaben bei russischen öffentlichen Sparkassen. Von seiten der kurländischen Behörden sind nun die kur-ländischen Inhaber solcher Sparguthaben aufgefordert worden, anzu-

melden, welche Summen sie bei den russischen Reichsbankabteilungen, Renten und Postanstalten deponiert haben. Zu diesem Zwecke haben sie ihre Sparbücher einem von der dortigen Verwaltung zugelassenen Notar gegen Quittung abzuliefern und dort gleichzeitig eine Inasso-vollmacht anzustellen. Sollte die russische Staatsbank tatsächlich einen Teil dieser kurländischen Sparguthaben auf eine diesbezügliche deutsche Forderung hin auszahlen, so würde das selbstverständlich eine wesentliche Sanierung des kurländischen Kapitals bedeuten. Die politische Kehrseite der Angelegenheit jedoch wäre ein wachsendes Vertrauen der kurländi-schen Bevölkerung, des kleinen kurländischen Sparer, der sich durch Rußland um seinen Besitz gebracht sah, zu der deutschen Verwaltung, die seine gerechten Forderungen an Rußland energisch unterstützte.

Durch den Friedensvertrag von Litauisch-Brest wird Livland bedeu-tend vergrößert; es ist nämlich Tatsache, daß das Gouvernement Ples-kau laut Friedensvertrag 135 000 Desjatinen Flächenraum an Livland verliert, da die Ostgrenze Livlands fortan über den Peipussee und den Pleskauischen See bis zur Südwestspitze des Pleskauischen Sees führt, dann weiter über den Lulanschen See über Eievenhof zur Düna. Nach den statistischen Daten, die die „Baltische Zeitung“ angibt, verliert das Gouvernement Pleskau an Flächenraum 153 618 Desjatinen mit gegen 500 000 Einwohnern. Die Mehrzahl dieser Einwohner ist russischen Ur-sprunges. Etwa 15 000 dieser Bevölkerung rekrutieren sich aus dem den Esten verwandten Stamm der Setokesen. Ist von einer projektierten Vergrößerung Livlands die Rede, so muß man auch unwillkürlich auf ein anderes Vergrößerungsprojekt, Kurland betreffend, zu sprechen kom-men. Kurland war zur russischen Zeit gegen die herzogliche Zeit ver-kleinert worden und hatte einen Teil seiner Gebiete auf dem linken Ufer der Düna an das Gouvernement Livland abgetreten. Wie wir hören, sollen diese Gebiete nun wieder an Kurland zurückgelangen; außerdem soll ein Streifen litauischen Flächenraumes, durch den die Bahn Eibau—Prekult—Memel führt, an Kurland angegliedert werden, damit Kurland eine eigene Verbindungslinie nach Deutschland-Preußen erhält. Die Haupt-linie Mitau—Tilsit läuft ohnehin durch das ganze litauische Gebiet, über die litauischen Orte Janischki und Schaulen. Für den jungen kurländischen Staat ist es selbstverständlich von Wichtigkeit, wenigstens auf der Linie einer Bahnstrecke direkt an das deutsche Eisenbahnnetz anzuschließen.

Auf eine sehr wesentliche, zu Ende Juni erschienene verbindliche Verordnung des Chefs des Generalstabes des Feldheeres, des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, die Bodenfrage in den östlichen Gebieten, besonders in Kurland, betreffend, sei an dieser Stelle besonders hingewiesen. Es handelt sich um die in der Tat so wesentliche Frage der neuen Besiedelung Kurlands, der Organisation gemeinnütziger Genossenschaften, der Schaffung von Heimstätten, der Erschließung brachliegenden Bodens und der Entwicklung des Landeskredites zu erhöhter Leistungsfähigkeit. Es liegt nahe, daß ein Gebiet von der Entwicklungsmöglichkeit wie Kurland das Ziel unzähliger Geschäftsunternehmungen wird. Im Interesse des deutschen Wirtschaftslebens wäre ein solcher Eifer der wirtschaftlichen Faktoren nur zu wünschen, wenn es sich um ein Gebiet von rein wirtschaftlicher Bedeutung handeln würde, das uns sonst nicht näher liegt. In Verbindung mit den wirtschaftlichen Interessen erwachsen dem deutschen Staat und dem deutschen Volke speziell in Kurland jedoch auch ernste politische und vornehme nationale Aufgaben; Kurland soll dem Deutschen Reiche als ein Teil des großen Vaterlandes nahe angegliedert werden, seine gesamte Bevölkerung soll dem Deutschtum gewonnen oder doch zu deutschgesinnten Staatsbürgern erzogen werden, und soweit das menschenarme Gebiet neu besiedelt werden muß, sollen deutsche Einwanderer aus dem Inland und aus dem Ausland in Betracht kommen, damit uns in Kurland recht bald ein zuverlässig-deutscher Wall gegen die slawischen Gefahren des Ostens erstet. Mit diesen Aufgaben und Zielen verträglich eine rein wirtschaftliche, rücksichtslose Ausbeutung Kurlands nicht. Die erwähnte Verordnung Hindenburgs über die Bodenfrage in Kurland will der Möglichkeit einer solchen Ausbeutung von vornherein mit aller Strenge des verbindlichen Kriegesgesetzes entgegenzutreten. Der Hauptatz der genannten Verordnung lautet daher: „Mit unbegrenzter Energie ist alles zurückzuweisen, was unter den Einwohnern die Bodenpekulation weckt.“ Wie ist nun dieser Satz zu verstehen, und wie läßt sich das in ihm enthaltene Programm verwirklichen? Darauf folgende Antwort: In Kurland hat sich die Landgesellschaft Kurland gebildet, der das Recht zugebilligt worden ist, alles in Kurland verkäufliche Land allein zu erwerben, und zwar zu einem festgesetzten Preise, dem der Friedenspreis von 1914 zugrunde liegt. Das Monopol der Landgesellschaft gilt bis zum Ende des Jahres 1948. Die Landgesellschaft verkauft das von ihr erworbene Land nach ihrem Gutdünken und im Sinne national-deutscher Interessen an deutsche Siedler weiter. So soll der Bodenpekulation entgegenzutreten und der freihändige Verkauf von Ländereien vermieden werden. Es liegt nämlich nicht im Interesse der deutschen Besiedelung Kurlands, daß Groß- und Kleingrundbesitz in fremde Hände fällt und daß das Land durch Spekulation oder Kriegsgewinn als Eignungsobjekt von Hand zu Hand geht. Es fragt sich, aus welchen Landvorräten die Landgesellschaft die Kaufobjekte nehmen will. Hier diene als Antwort die Angabe, daß jeder kurländische Ackergrundbesitzer, dessen Gesamtgrundbesitz die Größe von 360 Hektar erreicht, verpflichtet ist, an die Landgesellschaft Kurland als Trägerin des Ansiedelungsunternehmens in Kurland zu Besiedelungszwecken ein Drittel seines Gesamtareals zu überlassen. Das ist fraglos ein gewaltiger Flächenraum, der 33 Prozent des gesamten kurländischen Grundbesitzes beträgt. Die Verordnung gilt selbstverständlich auch für die unzähligen in Kurland bestehenden Majorate. Die das Monopol besitzende Landgesellschaft Kurland wird außerdem bestrebt und befähigt sein, alles übrige im Lauf der nächsten 30 Jahre in Kurland zum Verkauf gelangende Land zu erwerben und an deutsche Einwanderer weiter zu verkaufen. Die weiteren Punkte der Hindenburgischen Verordnung regeln die Frage der Beleihung, der Pfandentlassung, der privatrechtlichen Reallasten und Servitute, Pacht- und Nutzungsverträge usw. Die Landgesellschaft Kurland ist für alle diese Geschäfte von der Stempel- und Gebührenpflicht befreit. Die Verordnung ist in ihrer Gesamtheit bereits in Kraft getreten. — Die Bedeutung der Hindenburgischen Verordnung ist fraglos unermeßlich groß. Die Bildung der Landgesellschaft und der Beginn ihrer Tätigkeit bedeuten den ersten realen Schritt auf dem Wege eines großen Werkes von weltgeschichtlicher Bedeutung an unserer Ostgrenze. Die vielversprechende Eindeutschung Kurlands hat tatsächlich begonnen.

H. Dohrmann.

Der deutsche und österreich-ungarische Ausfuhrhandel nach Bulgarien.

In der letzten Zeit begegnet man in der österreichischen Fach- und Tagespresse Erörterungen, die sich mit den Exportmöglichkeiten nach Bulgarien beschäftigen. Daß dabei hauptsächlich auf die österreichischen Interessen und Exportgestaltungen Rücksicht genommen wird, ist verständlich. Die österreichischen Abhandlungen lassen erkennen, daß auch für die deutsche Exporttätigkeit ein großes Feld geboten ist. Wir werden versuchen, bei unseren Darlegungen das Hauptgewicht auf die Auffassungen zu legen, die deutscherseits für die Exportbeziehungen nach Bulgarien in Betracht kommen.

Den Ausgangspunkt für die österreichische Darstellung bietet das ganz wesentliche Anwachsen des bulgarischen Staatsgebietes und somit der Konsumkraft der dort ansässigen Bevölkerung. Hieran anschließend wird auf das starke Einsetzen einer Gründungstätigkeit hingewiesen, die es zumege gebracht hat, daß man heute schon annähernd neunzig bulgarische Aktiengesellschaften kennt mit einem Kapital von über dreihundert Millionen Mark, während bis zum Jahre 1916 die in Aktiengesellschaften investierten bulgarischen Kapitalien rund einhundert Millionen Leva betragen haben. Ein Kapitel für sich bilden die großen Aufgaben, die den Mittelmächten und Bulgarien gestellt sind bei der Ausgestaltung des Bahnwesens, der Errichtung von Hafenanlagen, dem Bau von Elektrizitätswerken, dem Aufschluß von Bergwerken, der Entwicklung des Telephonwesens und dergleichen.

Neben diesen großen Aufgaben handelt es sich um die Entwicklung des reinen Außenhandels, also den Absatz von Industrieartikeln in Bulgarien. An die erste Stelle kommen Eisenwaren und Maschinen. Zweifelsohne ist die österreichische und ungarische Industrie in diesen Erzeugnissen sehr leistungsfähig, doch darf man auch für die deutsche Eisenindustrie den Anspruch erheben, der österreichischen Produktion nicht nachzustehen. Wir sind der Ansicht, daß die deutschen Eisenwerke sehr bald nach Beendigung des Krieges in der Lage sein werden, Friedensprodukte in großen Mengen hervorzubringen und damit dem Außenhandel, besonders dem nach Bulgarien und der Levante, Vorschub zu leisten.

In der Papierstoffherzeugung für Bekleidungs- (Unter- und Oberkleidung) leistet die deutsche Industrie bereits Beachtenswertes. Papierfäcke als Ersatz für Jutesäcke sind seit Jahren in Verwendung. Die Qualität dieser Papierfäcke bessert sich von Saison zu Saison. Den bulgarischen Bedarf an Zucker werden wir gemeinschaftlich mit unseren österreich-ungarischen Verbündeten decken. Die deutsche Zuckerindustrie steht wohl auf der gleichen Stufe wie die Zuckerproduktion jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle. Auch in Glas und Glaswaren, Papier und Papierwaren schäzen wir die deutschen Aussichten nicht ungünstig. Das Gleiche wird auch bei Möbeln, Modewaren, Kraftwagen, Luxus- und Kunitgegenständen zutreffen. Von Baumaterialien, zum Beispiel von Zement, kann von Deutschland aus die Einfuhr in ganz bedeutenden Posen erfolgen, wie wir auch den bulgarischen Bedarf an Kohlen zu decken beitragen können. Lederwaren, Kerzen, Seifen, wie überhaupt Industrieartikeln aller Art werden aus Deutschland bezogen werden können, sobald sich die Verhältnisse nach dem Kriege ein wenig konsolidiert haben.

Was besonders die Webwarenindustrie betrifft, so ist man der Ansicht, daß wir Baumwollwaren nicht werden liefern können mangels Rohstoffes. Inwieweit diese Voraussetzungen tatsächlich zutreffen werden, läßt sich heute nicht bestimmen, wir dürfen aber anführen, daß die deutsche Faserstoffindustrie, also die Erzfaserstoffindustrie, so weit vorgeschritten ist, daß sie schlußmindestens auch ohne Baumwolle auskommen kann. Sollte es uns aber möglich sein, auch geringe Mengen dieses Rohstoffes über neutrale Länder oder von Rußland und der Türkei zu beschaffen, dann würden wir wohl in der Lage sein, den Ansprüchen zu genügen, die man an unsere Baumwollherzeugung stellt. Hinsichtlich der Wollindustrie ist darauf hinzuweisen, daß Bulgarien selbst über diesen Rohstoff verfügt und daß uns ein Teil eventuell abgetreten werden könnte für die Produktion von Fabrikaten für bulgarische Rechnung.

Von österreichischer Seite wird die Organisation, auf Grund welcher der Export nach Bulgarien vor dem Kriege betrieben worden ist, als wenig zweckdienlich bezeichnet. Man habe die Initiative den bulgarischen Agenten überlassen oder auf die bulgarischen Kaufleute gewartet, die ihre Einkaufsreisen nach den Industriezentren der Mittelmächte machten. Daß österreichische Fabrikanten sich dazu entschlossen hätten, nach Bulgarien zu reisen und dort an Ort und Stelle Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen, habe zu den Seltenheiten gehört.

Soweit Deutschland in Betracht kommt, glauben wir feststellen zu dürfen, daß man im Bereiche des Möglichen Bulgarien hat bereisen lassen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Hauptexportaufgaben Deutschlands vor dem Kriege im Ueberseehandel bestanden, während die nachkriegszeitlichen Entwicklungen mit Nachdruck auf den Südosten hinweisen werden. Man kann also erwarten, daß zur richtigen Zeit von deutscher Seite nichts unverlucht gelassen werden wird, um dem Export nach Bulgarien jede nur erdenkliche Förderung zukommen zu lassen. Daß diese Auffassung allgemein geteilt wird, geht aus der Tatsache hervor, daß die deutschen und österreich-ungarischen Banken und Finanzinstitute es sich besonders angelegen sein lassen, durch die Errichtung eigener Zweigniederlassungen die Vorbedingungen zu schaffen, die für die Ausgestaltung des deutschen und österreich-ungarischen Exportwesens nach Bulgarien notwendig sind. Fügt man dem noch hinzu, daß das deutsche Verkehrsgewerbe zur Etablierung von eigenen Filialen auf dem Balkan schreitet — schon jetzt in der Kriegszeit —, so hat man einen neuerlichen recht eindrucksvollen Beweis von den Erwartungen, die unsere maßgebenden Wirtschaftsgruppen von der nachkriegszeitlichen Entwicklung unserer Wirtschaftsbeziehungen mit Bulgarien haben.

Es ist Tatsache, daß die Frage der Agentenschaft unsere deutschen Industriezweige beschäftigt, insofern, als man die Befürchtung hegt, die in Bulgarien arbeitenden Agenturfirmer seien nicht zahlreich genug, um den wahrscheinlichsten Anforderungen der Nachkriegszeit zu genügen. Man befürchtet deshalb die Häufung von Vertretungen in verhältnismäßig wenigen Händen mit all den Nachteilen, die sich aus dieser Entwicklung ergeben. Das sind aber Fragen sekundärer Art, die zur rechten Zeit auch die richtige Erledigung finden werden.

Eugen Löwinger.

Ukraine. Mit als wesentlichster Faktor der administrativen Verhinderung und Befriedung der Ukraine seit dem Einmarsch deutscher Truppen und der Installation der Hetman-Regierung des Generals Skoropadski kann die Wiederaufnahme des Eisenbahnverkehrs gelten. Das ist, wie wir schon seinerzeit darauf hingewiesen haben, vornehmlich das Verdienst deutscher Eisenbahntuppen, die für die Wiederherstellung der vielfach zerstörten Eisenbahnlinien und für die Instandsetzung des stark abgenutzten rollenden Materials Sorge getragen haben, kaum, daß sie der Krieg in das ukrainische Land verschlug. In der Tat wäre es ganz unmöglich gewesen, in dem großen Land die politische Ordnung wieder herzustellen, wenn die schnelle Verbindung zwischen den verschiedenen Gegenden nicht wieder hergestellt worden wäre. Um so gründlicher ist das mittlerweile geschehen; das erhellt daraus, daß auf den ukrainischen Eisenbahnlinien jetzt wieder

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes „Duboid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Galt Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Augsburg
M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: **Georg D. W. Callwey**, München, Finkenstr. 2. — Alleinige Anzeigenannahme: **Russischer Kompaß**, Berlin W. 50, Bamberger Straße 9. Fernsprecher: Amt Kurfürst 6449. Preis für 1 mm Höhe der 5 cm breiten Spalte 25 Pfg., auf der ersten Umschlagseite 50 Pfg., auf der zweiten, dritten und vierten Umschlagseite 35 Pfg.

1. Augustheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich 2 mal. ·. Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. ·. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstr. 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2. ·.

3. Jahrgang Nr. 15

Die Verfassung der russischen Räterepublik.

Von **Hanns Dohrmann**, Berlin-Charlottenburg.

Der blutige Alltag mit seinem Kanonendonner und seinen Schlachten, mit seinen sich überstürzenden Ereignissen und seinen kaleidoskopisch vorüberflimmernden, immer neuen Kriegsbildern beschäftigt uns zu sehr, als daß wir uns mit Fleiß und Sinn auch den abstrakten Ideen und Anschauungen widmen könnten, die aus dem Krieg und aus der Revolution im Osten, diesem gewaltigen politischen Erdbeben, geboren wurden. Und doch findet die russische Revolution, findet der russische Umsturz seinen Ausdruck nicht nur in chaotischen Tatsachen, in blutigen Greueln und anarchistischer Betätigung, sondern auch in einer fundamentalen Wandlung bisher gültiger Anschauungen und Gesetze, mit einem Wort: in der Umwälzung bestehender geistiger Werte und einer ganzen Weltanschauung. Das Tatsächliche der russischen Revolution ist uns bisher im Grunde allein Gradmesser und Kriterium der russischen Umwälzung gewesen: den Sturz etwa eines Kerenski, die Ermordung des Grafen Mirbach und die Kämpfe zwischen Maximalisten und Gegenrevolutionären haben wir bisher aus sich zu erklären und aus der Nacktheit dieser Ereignisse uns ein Bild der russischen Revolution zu machen versucht. Ein solches Bild genügt aber wohl nur der jüngsten Gegenwart, der Stunde; die tieferen Zusammenhänge des Geschehenen enthüllt es nicht; vor allem charakterisiert es die Gedankengänge und die Weltanschauung der russischen Umstürzler nicht.

Die französische Revolution am Abend des 18. Jahrhunderts brachte eine Umwertung aller Werte und hat entscheidend auf die Entwicklung des Geisteslebens ganzer Generationen eingewirkt. Auch die französische Revolution schritt im Gefolge eines europäischen Weltkrieges,

wie heute die russische Revolution. Utopien und Unwirklichkeiten kommunistischer Schwärmer standen am Anfang des französischen Umsturzes; und doch gedieh die Revolution nach Ueberwindung dieser Utopien und kommunistischen Fieberanfalle und bewirkte reale Wandlungen und geistige Umwälzungen, die der Kritik der politischen und ethischen Vernunft standhielten. Auch in Rußland herrschen zurzeit Kommunismus und Utopie, gemildert freilich durch den fortgeschrittenen Realismus unserer Zeit, trotzdem aber im praktischen Leben nicht verwirklicht und nicht erfüllbar. Die russische Revolution befindet sich eben in einem Stadium, da noch alles im Werden ist und nicht so bleiben kann, wie es gedacht und geträumt wird. Diesem revolutionären Werden deshalb aber jede praktische, weltbewegende Bedeutung abzusprechen, geht nicht an. Die russische Revolution ist nicht nur ein Infernum von Schrecken und Scheußlichkeiten, sondern sie ist auch, geboren aus unserer Zeit der sozialen, politischen, geistigen und kulturellen Unzufriedenheit, Trägerin einer neuen Weltanschauung, neuer Ideale und neuer Gedanken. Das mag man im Auge behalten und sich mit einem Rückblick auf die Geschichte sagen, daß jedenfalls das, was in Rußland vorging und vorgeht und vorgehen wird, niemals verblissen wird, ohne Spuren hinterlassen zu haben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da das russische Erdbeben seinen bleibenden Einfluß auf die Welt und den Weltbürger üben kann. Aber der Krater, der im Osten Asche und Lava streut, wird demnächst auch Einfluß auf unsere Weltanschauung nehmen und unsere Weltanschauung so oder anders wandeln. Wir leben in großer Zeit. Krieg und Revolution schwemmen manches Alte hinweg und wer-

fen manches Neue an die Ufer. Die Geschichte aber wird unsere Zeit einst als großen Wendepunkt der Menschheitsentwicklung kennzeichnen.

Historiker lieben es, die „Deklaration der Menschenheitsrechte“ am Vorabend der französischen Revolution als Beginn einer neuen welthistorischen Ära hinzustellen. Sie mögen damit recht haben. Eine ähnliche Bedeutung ist der „Deklaration der Rechte und Pflichten des arbeitenden Weltbürgers“, die jüngst von der Moskauer Tagung der allrussischen Sowjets erlassen worden ist, fraglos nicht beizumessen. Aber als Bekenntnis zu einer neuen sozialistischen Weltanschauung der russischen Umstürzler, als welthistorisches Dokument von nicht zu unterschätzender Bedeutung im Hinblick auf die Entwicklung und Erweiterung der sozialistischen Ideologie in der ganzen Welt ist diese russische Deklaration doch von größtem Interesse für das Verständnis und das Studium unserer großen Zeit. Ich lasse die wesentlichsten Gedankengänge dieser Deklaration in freier Schilderung folgen. Sie ist zugleich die Verfassung der russischen Räterepublik.

Als erstes Gebot des arbeitenden Weltbürgers wird aufgestellt, daß die Proletarier aller Nationen, Kulturen und Erdteile die Pflicht haben, sich selbst vom Joche der bürgerlichen Vergangenheit und einer abgetanen bürgerlichen Weltanschauung und -ordnung zu befreien; nur die Selbsthilfe kann den Proletariern den Weg der proletarischen Zukunft öffnen: die Herrschaft des Bürgers und des Kapitals ist letzten Endes immer in kapitalistischen Vorurteilen befangen und bedeutet Klassenherrschaft. Der zeitgenössische gesellschaftliche Bau ist deshalb zu vernichten, d. h. nach den Lehren des reinen Kommunismus ist das Privateigentum aufzuheben. Dadurch hören Klassenunterschiede von selbst auf und es gibt nur gleich begüterte, staatsrechtlich gleichgestellte, mit gleichen Rechten und Pflichten ausgestattete Weltbürger. Dieses Ziel zu erreichen, das alt genug ist, aber in Rußland vom Proletariat zum erstenmal werktätig angestrebt wurde und nun seiner angeblichen Verwirklichung entgegensteht, ist nach dem Bekenntnis der Tagung der Sowjets keine russische, sondern eine Weltaufgabe. Mit der Diktatur der Armut hat die Verwirklichung dieser Vernichtung aller bisher gültigen gesellschaftlichen Ordnung im Oktober 1917 begonnen. Was sie bisher erreicht hat, wird genau aufgezählt: Aufhebung des Privateigentums, Nationalisierung der Banken und der Industrie, Annullierung sämtlicher von den vorhergegangenen Regierungen aufgenommenen Anleihen und Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht. Nicht die Kühnheit ist zu bewundern, mit der dieses umfangreiche, umstürzende Programm aufgestellt wird; der Kommunismus ist alt und er hat ideell auch schon noch üppigere Blüten getrieben; bewunderungswürdig aber ist der Mut, mit dem die Schwärmer um Lenin und Trotzki an die Verwirklichung dieses Programmes, an das Werk dieser tiefgreifenden Zerstörungen gehen. Denn es ist selbstverständlich, daß sich der Durchführung dieses kommunistischen Programms auf Schritt und Tritt unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen werden, Hindernisse, die sich nicht beheben lassen werden, solange in den Menschen die rudimentären Gefühle für Eigentum und Recht, für Gut und Böse, für Schwarz und Weiß, für Mein und Dein, für Plus und Minus gepflanzt sind. Trotzdem vernichten die Moskauer Kommunisten unverdrossen, in ihrer Art Helden ihrer Weltanschauung. Bewußt scheinen sich die Anhänger der Leninschen Lehre vom reinen Kommunismus dessen freilich zu sein, daß sich alles gegen ihre Maßnahmen wehren wird, was nicht in der Lage ist, ohnehin nichts verlieren zu können. Darum führen sie ihre „Reformen“ gewaltsam, mit Hilfe einer proletarischen Diktatur, durch und erheben zum unerschütterlichen Gesetz die Bewaffnung des Proletariats, die völlige Entwaffnung aller Nichtproletarier. Das ist selbstverständlich Willkür

brutalster Art; aber auch sie wird kommunistisch durch das Versprechen gemildert, daß dereinst in fernen Zeiten, wenn der Zukunftsstaat gesichert und vollendet dastehen und nur noch Proletarier die Erde bevölkern werden, diese Diktatur als unnützes Provisorium aufgehoben wird.

Der nächste Teil der kommunistischen Deklaration befaßt sich mit den Aufgaben der Bürger der russischen Räterepublik dem Ausland gegenüber. Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, der Internationalismus, wird als vornehmste Devise auf die rote Fahne der von Rußland aus angestrebten Weltrevolution geschrieben: alle Völker der Erde, die Rassen der außereuropäischen Kontinente eingeschlossen, sollen sich, wenn einst mit Hilfe des russischen Proletariats die proletarische Weltrevolution gesiegt hat, ihr Schicksal nach eigener Lust zimmern. Auch hier wird angeführt, was in diesem Sinne von seiten der russischen Republik angeblich bereits erreicht wurde: der Friede von Litauisch-Brest steht an erster Stelle, an zweiter die Desavouierung der Geheimdiplomatie, die das Selbstbestimmungsrecht der Völker am schwersten schädigt, und endlich die von der großrussischen Räterepublik bewilligte und geduldete Loslösung der Randstaaten vom ehemaligen russischen Reich. Was besonders das letzte, angeblich erreichte Ziel der Kommunisten anbetrifft, die Loslösung der Randstaaten von Rußland, so haben kommunistische Theorie und Praxis, wie wir wissen, nicht ganz übereinstimmend, als Rote Garden in Finnland das Selbstbestimmungsrecht der Finnländer vergewaltigten und rote Horden ähnlich in den nördlichen Ostseeprovinzen, in der Ukraine, im Kaukasus und in der Krim wüteten. Trotzdem muß auch hier die Folgerichtigkeit anerkannt werden, mit der die kommunistischen Schwärmer ihre Träume schließlich doch und gegen die Stimmung der erdrückenden Majorität des russischen Volkes zu erfüllen versuchten, als sie rücksichtslos Dokumente der Geheimdiplomatie veröffentlichten und in Litauisch-Brest mit Duldermiene und als Helden der Weltfriedensidee den Friedensvertrag unterzeichneten. Für die fernere Zukunft aber stellt sich das Volk der russischen Räterepublik nach dem Wortlaut der Moskauer Deklaration zur Aufgabe, den Weltaufstand der Arbeiter zu entfachen; in diesem Sinne ruft Rußland die Völker zum Kampfe auf und auferlegt seinen eigenen Arbeitern die strenge Pflicht, für diese Idee Leib und Leben rücksichtslos einzusetzen. Hört man da, wie die Roten Garden von Tschecho-Slowaken und Ukrainern leicht zu Paaren getrieben werden, so lächelt man wohl ob dieser Phrase von der Todesbereitschaft des russischen Arbeiters, für die Freiheit einer Welt zu sterben, die gar nicht einmal im Sinne der russischen uferlosen Utopisten befreit werden will. Es spiegelt sich der Realismus der Welt eben in den Köpfen der kommunistischen Träumer verworren und schief.

In der Deklaration der Tagung der allrussischen Sowjets ist auch ein äußerer Verfassungsentwurf der Räterepublik enthalten, eine Wahlordnung und eine genaue Festlegung des Regierungsapparates. In die Sowjets Rußlands dürfen nach diesem Verfassungsentwurf alle Männer und Frauen gewählt werden, die das 18. Lebensjahr erreicht haben und im Rahmen der kommunistischen Arbeitsauffassung arbeiten, d. h. sich genossenschaftlich an die Arbeit gebunden wissen. Wer privat arbeitet und wer von Zinsen lebt, ist nicht wählbar und übt das Wahlrecht nicht aus; aus dem Wahlrecht sind desgleichen ausgeschlossen: auf eigene Gefahr und Rechnung Handel- und Gewerbetreibende, Geistliche, Angehörige der gestürzten Dynastie der Romanows, ehemalige Beamte der zaristischen Polizei, Irrsinnige und Schwachsinnige, Taubstumme und Personen, die wegen Vergehen solcher Art verurteilt wurden, die dem Kommunismus der Menschheit widersprechen. Fraglos ist dieses Wahlrecht auf den ersten Blick hin als ebenso willkürlich, ungerecht und einseitig anzu-

sprechen, wie beispielsweise die Bewaffnung des Proletariats und die Entwaffnung der übrigen Menschheit.

In jedem Dorf, in jeder noch so kleinen gesellschaftlichen Einheit, besteht ein Sowjet; Vorbedingung ist freilich, daß diese Einheiten drei Sowjetdeputierte wählen können, wobei zu bemerken ist, daß in diese Sowjets der kleinsten gesellschaftlichen Einheiten je 1000 Bürger oder Bürgerinnen einen Deputierten wählen. Ueber dem Dorfsowjet steht der Gemeindesowjet, den die Bürgerschaft einer Gemeinde (Wolost) wählt; die nächste Stufe ist der Kreisowjet, es folgt der Distriktsowjet, der die Bürgerschaft eines ganzen Gouvernements repräsentiert. Als höchste Instanz innerhalb dieser Sowjetordnung gilt das permanente Exekutivkomitee der allrussischen Sowjets, das seinen Sitz in Moskau hat. Als höchste exekutive Gewalt gilt im Rußland der Räterepublik aber der zweimal jährlich zusammentretende Kongreß der allrussischen Sowjets, der bei seiner letzten Tagung die hier behandelte Deklaration erlassen hat. Er rekrutiert sich aus Deputierten, die nach dem gültigen Wahlgesetz von je 25 000 Bürgern der großrussischen Republik gewählt werden. Besondere Gesetze regeln das Verhältnis zwischen diesem Kongreß einerseits und dem Exekutivkomitee und den Volkskommissaren andererseits. Die Volkskommissare, die etwa den früheren Ministern entsprechen, 11 an der Zahl, stehen als Vorsitzende den Exekutivkollegien vor, die ihrerseits den einstmaligen Ministerien entsprechen. Es gibt 11 solcher Exekutivkollegien, und zwar für: 1. auswärtige Angelegenheiten, 2. Landesverteidigung (früher Kriegsministerium), 3. gesellschaftliche Ordnung und Sicherheit (früher Ministerium des Innern), 4. Justiz, 5. Volkswirtschaft (früher Handels- und Finanzministerium), 6. Arbeit und soziale Sicherung, 7. Kultur und Volksaufklärung, 8. Gesundheit, 9. Post, Telegraph und Verkehr (früher Verkehrsministerium), 10. föderative und nationale Angelegenheiten und 11. staatliche Kontrolle und Revision. Diese Kollegien arbeiten die Gesetze aus und legen sie dem Kongreß der Sowjets zur Bestätigung vor. In Form von Dekreten erhalten sie dann gesetzliche Kraft.

Man sieht, das Gebäude neuer russischer Staatlichkeit weist eine überaus bizarre Architektur auf: die Willkür ist der Baumeister gewesen, und angelegt ist der Bau nach den alles gleichmachenden Grundsätzen des krassesten Kommunismus.

Für diese Gedankenwelt der neuen russischen Machthaber muß es aber schließlich eine historische Erklärung geben, das um so mehr, als ja der gegenwärtige russische Staat schließlich ohne einen wirklich wesentlichen Uebergang unmittelbar aus dem Gegenteil, aus dem absolutistisch-zaristischen Staat hervorgegangen ist. Denn das kurze Intermezzo Kerenskischer und bürgerlicher Herrlichkeit zwischen Sturz des absolutistischen Regimes und Aufrichtung des russischen Kommunismus ist schließlich nach dem Zeitmaß der Menschheitsgeschichte nur eine vorüberfliegende Sekunde. Dem Westeuropäer bedeutet diese krasse Gegenfährlichkeit jedenfalls ein psychologisches Rätsel.

Aus der Kenntnis der russischen Volkspsyche heraus jedoch und an der Hand eines Studiums der Geschichte der russischen Entwicklung auf kulturellem und politischem Gebiet läßt sich dieses Rätsel recht leicht lösen. Die Gegenfährlichkeit, das Extrematische, ist eine der Eigenschaften des Russen, die am tiefsten in seinem Wesen verankert liegt. Aber ganz abgesehen davon weist seine historische Entwicklung ihn diese verworrenen Wege, die uns unergündlich erscheinen mögen. Was der Russe, das heißt mehr der Repräsentant der Masse, denn der von westeuropäischer Kultur angekränkelte und übertünchte Intellektuelle, heute geworden ist, das war er im Grunde schon zu Anbeginn seiner Entwicklungsgeschichte. Das zaristische Regime des Absolutismus, das jahrhundertlang der russi-

schen Staatlichkeit Form und Ausdruck gegeben hat, war ihm im Grunde wesensfremd, und es hat sich nur so lange behaupten können, weil die Apathie und Indolenz, die Resignation und Unbeweglichkeit der russischen Massen starker war und stärker ist, als alle anderen Regungen seines Gefühls- und Verstandeslebens. Daher ist es nicht ausgeschlossen, daß, wie vielfach behauptet wird, der gegenwärtige kommunistische Zuschnitt der neuen russischen Staatsform eines Tages, wenn er sich rasch überlebt hat, tatsächlich wieder vom Absolutismus abgelöst wird; denn Ausdauer besitzt der Russe trotz aller Befähigung zu lodern dem Strohfeuerenthusiasmus herzlich wenig: fraglos auferlegt ihm die gegenwärtige Staatsform viel mehr Betätigung, Selbständigkeit und Pflichten, als der bevorzugsdende, aber letzten Endes nicht unbequeme Absolutismus.

Schon in grauer russischer Vorzeit regierte der Mir, der Dorfgemeinderat, den Russen. Der Mir kannte nur den kollektivistischen, kommunistischen Besitz: nach der Mirverfassung gehörte das umliegende Dorfland nicht dem einzelnen Gemeindegliede, sondern der ganzen Gemeinde. Auf diese Eigenart der russischen Entwicklung greift die gegenwärtige kommunistische Richtung in Rußland mit Lenin-Uljanow an der Spitze zurück. Besonders Uljanow, der Tatar aus Samara, dessen russischer Kommunismus verschärft wird durch den tatarischen Zusatz seines tragen Nomadenblutes, ist seinem ganzen Wesen nach so sehr Kommunist, daß er in typischer großrussischer Ueberheblichkeit dem festen Wahne lebt, es sei die historische Mission des aus einer slawisch-tatarischen Mischung hervorgegangenen Großrussentums, die Welt kommunistisch zu reformieren. Sie sind Fanatiker und Helden ihrer verworrenen Idee — diese Lenins und Genossen, die ihre Gedankenwelt aufbauen auf überlebten Formen und rudimentären Anschauungen grauer slawischer Vorzeit. Aber ihr Glaube an ihre Weltmission ist so stark und unerschütterlich, daß sich aus diesem Glauben ihre starre Ueberhebung wohl erklären läßt. Der Westen, die ganze zivilisierte Welt innerhalb des westeuropäischen Kulturkreises, erscheint ihnen faul und reformbedürftig. Ex oriente lux! Bei Lenin und seinen Genossen ist das keine Phrase. Es ist das Motto ihrer Weltanschauung, übertragen zum besseren Verständnis für uns rückständige Epigonen griechisch-römischer Kultur aus dem Altslawischen in das Lateinische. Richtiger mag's heißen: Aus dem kommunistischen Großrußland kommt Licht, Freiheit und Glück den Völkern der Erde! Dieser Spruch mag dem Vertreter Lenins, Trotski, vorgeschwebt haben, als er im Lenze dieses Jahres in völliger Verkennung des wahren Kräfteverhältnisses, aber im blinden Glauben an die weltrevolutionierende Mission des Großrussentums in an Größenwahnsinn grenzender Ueberhebung zu Litauisch-Brest die Friedensverhandlungen abbrach, weil er glaubte, der Augenblick sei gekommen, da die Völker der Erde den großrussischen Erlösern im Rausche eines Freiheitstaumels zuzubeln würden.

Aber es ist alles anders gekommen, denn die Welt ist und bleibt wirklich! Der Kommunismus, in Rußland in unseren Tagen in großem Stile zum erstenmal in praktischer Anwendung versucht, hat sich als Utopie erwiesen. Ja, noch schlimmer als Utopie: denn er hat alles aufgelöst, was eine Vorbedingung selbst der kommunistischen Staatsform ist: staatliche Ordnung, Autorität, Ethik und staatsbürgerliches Gefühl. In Rußland herrscht nicht der Kommunismus, es herrschen Chaos und Anarchie, Willkür und Gewalt, Raub und Mord, Elend und Hunger. Es hat sich eben in der praktischen Anwendung erwiesen, daß, solange der Mensch geistig so konstruiert ist, wie er geschaffen wurde, und so fühlt, handelt und fordert, wie es der Rahmen unserer sich fortentwickelnden Kultur vorschreibt, staatsrechtliche Formen nicht verträgt, die das Dasein des primitiven Menschen in grauer Vorzeit regelten.

Es ist eine Frage für sich, wie lange die gegenwärtige

kommunistische russische Regierung politisch am Ruder bleiben wird; im Interesse der deutschen Politik mag es liegen, daß sie möglichst lange herrscht: unter ihrem Einfluß löst sich der russische Koloss rapid vollends auf. Aber geistig, als Träger einer neuen Staatsform, hat der russische Kommunismus längst bankrott gemacht. Und

jedenfalls werden die Spuren, die er hinterlassen wird und hinterlassen muß, nicht nur in Rußland, sondern auch in der ganzen Welt unheilvoll und verwirrend genug sein. Positiv befruchtend werden wohl nur sehr wenige geistige Errungenschaften der russischen Revolution unsere sich fortentwickelnde Weltanschauung beeinflussen.

Die Weißrussen.

Von Johannes von Eckardt.

Die weißrussische Volksrepublik hat sich für einen unabhängigen Staat erklärt, zwei Mitglieder ihrer Rada (Regierung) — Zwikewitsch und Professor Downar Sapolski — nach Kiew abdelegiert, um sich an den dortigen Friedensverhandlungen der Ukraine mit Großrußland zu beteiligen, sich über die Grenzregulierung, über Handels- und andere Beziehungen zu verständigen, endlich, um ihre offizielle Anerkennung durchzusetzen.

Will man sich über diesen neuen Staat, der aus dem russischen Chaos hervorgeht, orientieren, so muß berücksichtigt werden, daß Weißrußland im engeren Sinne geographisch-historischer Begrenzung aus folgenden Teilen besteht: 1. aus dem südlichen Teil des Gouvernements Witebsk, nördlich von der Linie Dünaburg—Liebiecz; 2. aus den Gouvernements Smolensk und Mohilew; 3. aus dem östlichen Teil des Gouvernements Minsk jenseits der Beresina. Dieses Gebiet war bis ins elfte Jahrhundert der Kern des eigentlichen Weißrußlands und des ziemlich mächtigen Fürstentums Poloczsk, dann geriet es unter litauische, dann polnische und endlich russische Herrschaft. In ethnographischer und sprachlicher Beziehung gehören außer den genannten noch folgende Gebiete zu Weißrußland: 1. der südliche Teil des Gouvernements Wilna, abgesehen von litauischen und polnischen Sprachinseln; 2. der größte Teil des Gouvernements Grodno, außer dessen südlichsten, von Ukrainern bewohnten Teil, Brest-Litowsk und Kobryn; 3. fast das ganze Gouvernement Minsk, außer den am rechten Ufer des Pripiet gelegenen ukrainischen Bezirken. Dieses Weißrußland im weiteren Sinne umfaßt 200 000 Quadratkilometer mit etwa 10—12 Millionen Einwohnern. Die Bevölkerung ist stark mit polnischen Elementen vermischt, namentlich in den Distrikten Bialystok, Sokolka, Bielsk und Wilna. Der Weißruss versteht sich (gleich dem Ukrainer) leichter mit dem Polen als mit dem Großrussen; von letzterem war er Jahrhunderte hindurch ganz getrennt, während er von Polen politisch abhängig war. Die Entwicklung der russischen Sprache wurde stark durch finnische Stämme, später durch Mongolen beeinflusst, altslawische Sprachwurzeln veränderten ihre ursprüngliche Bedeutung — das Ukrainische sowohl als auch das Weißrussische wurden jedoch hierdurch nicht beeinflusst. Die Ukrainer und Weißrussen sind also gleichsam Vettern; der Russe oder, wie sie sagen: der Moskowite ist für sie ein entfernter Verwandter. In ihrer geistigen, sittlichen und historischen Entwicklung stehen sie ihm noch ferner als in geographischer Beziehung: sie bevölkern das Bassin des Schwarzen Meeres und den oberen Lauf zweier großer Ostseestrome, die Russen hingegen das große Bassin des Kaspischen Meeres. Das sind Oksident und Orient des einstigen Zarenreichs.

Von den altslawischen Kriwitschi abstammend, hatten die Weißrussen eigene Fürsten aus dem Geschlecht Ruriks, dessen Nachkomme eine eingeborene Fürstentochter heiratete und sich deren Volkstradition anschloß. Ihr Gebiet erweiterte sich nach Westen hin im Bassin der Memel, umschloß verschiedene litauische Stämme und slawifizierte diese, sowie viele Ortsnamen. Auch polnische Ureinwohner, die der Chronist als „Ljachen“ bezeichnet, scheinen allmählich von den Weißrussen absorbiert worden zu sein. Dieser historische Prozeß vollzog sich langsam und ohne jede Spur von Gewaltmaßregeln infolge der zunehmenden Ausdeh-

nung des Fürstentums Poloczsk. Nationalistische Schroffheiten gab es damals noch nicht, und so konnte es geschehen, daß die alten Gesetze Litauens in weißrussischer Sprache abgefaßt waren, weil eben die Mehrzahl der Einwohner diese Sprache verstand. Politisch hatte das Fürstentum Poloczsk nie die Bedeutung wie Großrußland oder Rotrußland (Halicz, Galizien), weil es bei Erbteilungen immer wieder in kleinere Staaten zerfiel. Im vierzehnten Jahrhundert bemächtigte sich dann das immer mächtiger werdende Litauen dieser Staaten, ohne jedoch die nationale Physiognomie oder die Zugehörigkeit der Weißrussen teils zur orthodoxen, teils zur unierten Kirche wesentlich zu verändern; ja, es scheint fast, als hätten erstere einen gewissen Einfluß auf die Litauer behalten. Der Mittelpunkt der unierten Weißrussen war damals Wilna, wo ihr kirchliches Oberhaupt mit dem Titel „Metropolit von Kiew“ residierte. Dort, unweit des berühmten wundertätigen Bildes der heiligen Jungfrau von Ostrabrama, befand sich das Basilianerkloster, dessen Mönche die tapfersten Streiter der Uniaten gegen die orthodoxe russische Kirche waren und eine von dem Adel Litauens besonders hochgeschätzte Schule unterhielten. Viele Polen traten zur unierten Kirche über, um als Basilianer zu wirken. Allmählich kam es so zu einer Polonisierung der Weißrussen, namentlich in den höheren Ständen, während das Landvolk und die Kleinbürger ihrem Volkstum treu blieben, ohne daß jedoch eine feindselige Stimmung der beiden Nationalitäten Platz gegriffen hätte. Der Weißruss hatte zwar historische Erinnerungen, aber keine einheitlich nationale Geschichte; seine etwas apathische Veranlagung und der Einfluß der zum Teil polenfreundlichen unierten Geistlichkeit, endlich der gemeinsame Widerstand gegen das Russentum und die Propaganda der orthodoxen Kirche bildeten das Band zwischen beiden Völkern. Selbst die später einsetzende soziale Propaganda nahm hier nicht den leidenschaftlichen Charakter an, wie z. B. bei den Letten. Noch ist es nicht möglich, festzustellen, wieviel Weißrussen der orthodoxen, wieviel der unierten und wieviel der römisch-katholischen Kirche sowohl früher angehörten, als auch gegenwärtig angehören. Offiziell wurden von 1839—1905 sehr viele Weißrussen als Angehörige der russisch-orthodoxen Staatskirche angeführt, obgleich sie sich im geheimen zur unierten oder zur katholischen Kirche bekannten. Nach dem Toleranzukas von 1905 traten dann wieder viele zur katholischen Kirche zurück, ohne daß jedoch zuverlässige Zahlen veröffentlicht wurden. Andere hielten das jedoch für eine hinterlistige Falle der russischen Kirche, blieben mißtrauisch, wie es in ihrem Volkscharakter liegt, und wagten es nicht, ihrer Ueberzeugung zu folgen.

Im Vergleich mit den Moskowitern haben die Weißrussen den slawischen Charakter ziemlich rein bewahrt: blonde, blauäugige Gestalten sind unter ihnen häufig. Im alten litauischen Staat waren sie, wie bereits erwähnt, ursprünglich das kulturell überlegene Element, bis sie im sechzehnten Jahrhundert darin von den Polen abgelöst wurden; dennoch blieb das Weißrussische bis Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Litauen die Amts- und Kanzleisprache.

Auf die weißrussische Volksdichtung wurde durch polnische Dichter, namentlich durch Mickiewicz, zuerst hingewiesen, Barszewski und Dunin-Marcinkiewicz veröffentlichten zu Anfang und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Dichtungen in weißrussischer Sprache. Studentische Kreise nah-

men sich der Pflege ihrer heimatlichen Sprache an, bildeten (1902) einen Verein, um weißrussische Kultur und sozialistische Schriften zu verbreiten, und erreichten es durch ihre agitatorische Tätigkeit, daß im Revolutionsjahre 1905 auch für Weißrußland „Autonomie, Agrarreform und Unterricht in der Muttersprache“ — politische Schlagworte wurden. Dauernde Bedeutung gewann die Wochenschrift „*Nascha Niwa*“, die in Wilna 1906—1915 für die orthodoxen Weißrussen in russischer, für die katholischen in lateinischer Druckschrift erschien und durch ihre nationalistische Richtung starke Verbreitung gewann. Vor allem forderte sie die Herrschaft ihrer heimatlichen Sprache in der Schule und in beiden Kirchen — von der unierten konnte ja seit ihrer Aufhebung unter Nikolai I. offiziell nicht mehr die Rede sein.

Im allgemeinen aber blieb diese ganze nationalistische

Bewegung eine sehr begrenzte im Gegensatz zu der der Litauer oder Ukrainer. Weißrußland gehörte in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung zu den rückständigsten Teilen des Reichs, die Zahl der Analphabeten war immer noch eine große; von einem geistigen Aufschwunge der Bevölkerung konnte infolge ihrer Armut und Unkultur kaum die Rede sein. Auch die konfessionelle Spaltung hemmte die Entwicklung des Volkstums; die orthodoxen Weißrussen standen unter russischem, die katholischen unter polnischem Einfluß.

Die Ereignisse der letzten Jahre haben nun aber doch den nationalen Bestrebungen des Weißrussentums zum Siege verholfen. Im Anschluß an die Ukraine hofft die weißrussische Volksrepublik ihre staatliche Selbständigkeit zu erringen und zu bewahren, um fortan eine Pflanzstätte europäischer Kultur und Gesittung zu werden.

Das Zentrum Berlin.

Von Ivo Orenius, Berlin.

London hat man die Hauptstadt der Welt genannt, und das wohl mit einigem Recht, denn in England liefen bis zum Ausbruch des Krieges nicht nur die Fäden des Welthandels und der Weltwirtschaft zusammen, sondern die Stadt an der Themse war gewissermaßen auch das Zentrum der Weltpolitik. Selbst für die Kriegszeit gilt das mit gewissen Einschränkungen; denn war London die Weltzentrale der Friedenszeiten, so ist es im Kriege noch mehr die Zentrale jener Welt geworden, die im Kampfe gegen Deutschland steht, und das ist in der Tat fast die ganze Welt, ein Bund der Völker fast der ganzen Erde. Diese Tatsache ist eine Folge englischer Weltpolitik. Seit dem Niedergange Frankreichs am Ende des 19. Jahrhunderts, der eine Folge des französischen Zusammenbruches nach der Revolution und nach einer Kette von entnervenden Kriegen war, trat England als Großmacht in den Vordergrund der internationalen Politik. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat wohl kein politisches Ereignis vor sich gehen können, ohne daß die Kabinette der alten und neuen Welt nach London schauten, in London anfragten und sich gewissermaßen des britischen Einverständnisses vergewisserten. Nur ein Schatten begann am Ausgang des vorigen Jahrhunderts die englische Machtstellung zu verdunkeln: der deutsche Schatten. Die Tatkraft des deutschen Volkes rückte das neuentstandene Deutsche Reich auf seinen Platz an der Sonne, und Deutschland strebte danach, sich neben England zu stellen. Es war das eine ganz natürliche Folge des deutschen politischen Betätigungsdranges, den ein wirtschaftlicher Betätigungsdrang des deutschen Kaufmanns unterstützte. Die Völker der Erde und die Kabinette der Staaten mußten daher bald auch mit dem neuen Faktor rechnen, mit der deutschen Großmacht. In der englischen Zentrale erkannte man dieses Empordämmern eines neuen Machtfaktors sehr bald; London als Welthauptstadt war bedroht und damit die Weltmacht englischer Politik und englischen Handelns. Man schritt daher in London zu Gegenmaßnahmen, um den jungen Siegfried, den deutschen Konkurrenten, niederzuhalten oder, wenn sich das nicht auf dem friedlichen Wege politischen Gegenspieles erreichen ließ, ihn zu erwürgen und zu ersticken. England bot die Völker der Erde gegen Deutschland auf. Die historische Entwicklung der gegen das Deutsche Reich und des Deutschen Reiches junge Weltmachtstellung gerichteten englischen Einkreisungspolitik ist zur Genüge bekannt. Sie fand ihre Krönung und ihren realen Abschluß in dem Angriff eines Weltvölkerbundes gegen Deutschland, das, eingekreist und von einem geschlossenen feindlichen Ring umgeben, nach menschlichem Ermessen in diesem Weltkriege, der noch heute braust und brandet, unterliegen mußte.

Es ist anders gekommen! Deutschland hat nicht nur zu widerstehen vermocht, sondern es hat mit Stahl und

Eisen, unüberwindlicher Kraft und dem Feuer seines Heldentums den feindlichen Ring gesprengt und die Vernichtungspläne englisch-ententischer Hegnerschaft und britischen Meides zerschanden gemacht. Noch liegt Deutschland im schweren Fieber dieses entscheidenden Ringens um seine Existenz, noch donnern im Westen und Süden der Umfassungslinie die Kanonen, und noch wollen die Feinde nicht zugeben, daß Deutschlands Weltmachtstellung auf deutscher Kraft beruht und aus dieser resultiert. Aber die Entscheidung ist, wenn auch noch nicht gefallen, so doch durch die Ereignisse der vier schweren Kriegsjahre voraus bestimmt. Wir wissen heute, daß der Krieg nicht nur nicht mit einer Vernichtung Deutschlands enden wird, sondern daß das Deutsche Reich aus dem Fegefeuer vierjähriger Not weltpolitisch gekräftigter, geachteter und anerkannter denn je hervorgehen wird. Die Anfänge dieser Anerkennung und Machtausbreitung lassen sich bereits feststellen: Berlin ist, was es vor dem Kriege nur scheinbar und nicht verlässlich war, geworden: ein weltpolitisches Zentrum, jedenfalls das Zentrum der östlichen Erdkugel; die Fäden der Politik und des Handels von Mitteleuropa, Osteuropa und Vorderasien laufen in Berlin zusammen, und das neutrale Ausland sieht sich genötigt, ebenso mit dem Zentrum Berlin zu rechnen, wie es mit dem Zentrum der Ententewelt, mit London, rechnet. Das alles ist eine Folge des russischen Zusammenbruches und der Vernichtung jenes gewaltigen Bogens der von England geschaffenen Umfassungslinie gegen Mitteleuropa, der bis vor kurzem Deutschland noch im Osten vom Nordlichen Eismeer bis zum Persischen Golf von der Welt abschloß.

Berlin ist heute Zentrale geworden. Die Völker des europäischen Ostens, der Balkanhalbinsel und Vorderasiens können ihr Schicksal nur nach dem Willen und mit dem Einvernehmen Berlins schmieden; von dem Willen Berlins hängt die Zukunft jener Staaten ab, die sich auf den Trümmern Rußlands gebildet haben oder die doch im Werden begriffen sind. Vergewenwärtigen wir uns in diesem Sinne einmal die jüngste Vergangenheit. Die Vertreter des mit deutscher Waffenhilfe aus russischer und roter Not befreiten Finnland sprechen in der Wilhelmstraße vor und suchen um Anerkennung ihres jungen Staatwesens nach; nicht von der Anerkennung der außerdeutschen Welt, sondern von der deutschen Anerkennung hängt für Finnland alles ab; erkennt Deutschland Finnlands Selbständigkeit an, so ist damit den Finnländern auch eine Gewähr dafür gegeben, daß ihr Staat mit deutscher Vermittelung dereinst bei der Neuordnung der Welt auch die allgemeine Anerkennung finden wird. Die Landesräte Liv-, Est- und Kurlands, zusammengesetzt aus den Vertretern der deutschen, estnischen und der let-

tischen Bevölkerung jenes Gebietes, haben es öffentlich ausgesprochen, daß sie eine gedeihliche Entwicklung ihrer Heimatländer nur von einer engen Anlehnung an das Deutsche Reich erwarten; vertrauensvoll haben sie das Geschick des Baltikums in deutsche Hände gelegt und von der deutschen Politik abhängig gemacht: den deutschen, estnischen und lettischen Politikern bedeutet Berlin eben fortan das politische Zentrum. In den Vorzimmern des Berliner Auswärtigen Amtes warten neben Polen, Weißrussen und Inländern auch die Vertreter des litauischen Landtages: auch Litauens Zukunft steht im Zeichen einer deutschen Orientierung, und nur aus deutschen Händen kann das litauische Volk seine staatliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit empfangen; dessen ist man sich in litauischen Kreisen vollkommen bewußt; und wie es im Baltikum und in Finnland unpopuläre Abenteuerer, Frondeure und Nörgler sind, die noch nach London ausschauen, so gilt dasselbe von dem Häuflein oppositioneller Litauer, die sich gelegentlich gegen den unbittlichen Realismus der Tatsachen sträuben und erst von einer mystischen Weltfriedenskonferenz die endgültige Zukunftsgestaltung Litauens erwarten. Diese Leute verkennen, ebenso wie der Splitter polnischer Oppositioneller und Galomanen, das tatsächliche Wirklichkeitsmoment des Geschehens. Und auch nach Berlin richten die politischen bewußten Ukrainer all ihre Blicke. Nur Deutschland, nur Berlin, nur deutsche Unterstützung kann den Bestand einer unabhängigen Ukraine gewährleisten. Wenn auch vom völkerpsychologischen Standpunkt aus diese von einer gewissen Demut und Ohnmacht nicht freie Erkenntnis einen Dorn im ukrainischen Selbstbewußtsein bedeuten mag, so wird sein Stachel doch durch das Unabänderliche der Tatsachen gemildert: infolge eines verlorenen Krieges und einer selbstzerfleischenden Revolution haben sich eben die Verhältnisse im Osten derart gestaltet, daß heute auch ein 32 Millionen-Volk im Osten, das über unermeßliche Reichtümer und lichte, unabsehbare Zukunftsmöglichkeiten verfügt, politisch ohnmächtig ist. Aber wie Berlin diese Ohnmacht nie ausnützen wird, so muß sich auch gerade auf dem Wege deutsch-ukrainischer Verständigung und ukrainischer ehrlicher Anlehnung an Deutschland mit Hilfe deutscher Weltmacht dereinst diese Ohnmacht in Kraft und Stärke wandeln lassen können. Dazu gehört nur der gute Wille der Ukrainer selbst; und daß er vorhanden ist, beweist der Ausbau der fortschreitenden deutsch-ukrainischen Verständigung in jüngster Vergangenheit und Gegenwart.

Seltene Wege, lichtvolle und dunkle, glatte und dornenvolle, führt das Schicksal in dieser großen Zeit die Völker. Rumänien hat es einen dornenvollen, düsteren Weg geführt: die Vertreter jenes Volkes, das sich zuletzt der Meute deutscher Feinde besonders leidenschaftlich anschloß, sind heute dazu gezwungen, vom Lauf der Dinge genötigt, in Berlin sich durch Fürsprache die Bedingungen für ein Fortbestehen der rumänischen Staatlichkeit zu sichern. Auch für Rumänien bedeutet Berlin fortan die weltpolitische Zentrale, und wird es, gezwungen, selbst für den Fall bedeuten, daß einst die unberechenbare rumänische Politik wieder abenteuerliche Wege beschreitet, die nach dem Muster und Beispiel des jüngst Geschehenen dann freilich doch wieder nur zum Abgrund führen würden. Aber es ist anzunehmen, daß die Erfahrungen des kriegerischen Abenteuers zwischen 1916 und 1918 in Rumänien realpolitischen Anschauungen den Sieg über gefühlspolitische Ausbrüche gesichert haben.

Es ist eine große Zeit, in der wir leben, und die Wandlungen, die sie gebracht hat, sind oft von einer Art, daß man zu träumen glaubt und sie nicht zu fassen vermag. Denn wirkt es nicht wie ein Traum, daß heute in Berlin Vertreter der Kasanschen Mohammedaner aus Zentralrußland, der Kosaken vom Don, der Georgier und Armenier aus dem Kaukasus, der deutschen Kolonisten von der Wolga, der Tataren aus der Krim und der Kirgisen

aus den weiten Steppen Vorderasiens nach der Zentrale Berlin reisen, um in der deutschen Reichshauptstadt die Anerkennung ihrer jungen Staatswesen, den Schutz der von ihnen vertretenen Völkerschaften und die deutsche Hilfe in der schweren Not ihres politischen Daseins zu erstreben!? Wer — er mochte durch einen noch so scharfen Kassandrablick für welthistorisches Geschehen ausgezeichnet sein — hat sich wohl vor dem Kriege und noch während des Krieges auch nur im entferntesten träumen lassen, daß all das Greifbare, wirklich Erlebte Wahrheit werden würde: denn wer konnte voraussehen, daß der russische Koloß mit seiner Millionenarmeen aufstellenden 170 Millionen-Bevölkerung einem solchen Schicksal verfallen würde, wie es ihm deutsche Siege und innerer Zerfall tatsächlich bereitet haben!? Kerenski sträubt sich noch gegen diese Erkenntnis, und die Wirklichkeit ist für ihn in der Tat noch nicht faßbar; er hofft wohl, daß alles nur Traum ist und daß er einst zu einer lichtvolleren Wirklichkeit aus Alp und Fieber erwachen wird, und er eifert deshalb gegen das Bestehende und Unabänderliche; blind für die Zeichen der Zeit, predigt er immer noch den russischen Widerstand gegen Deutschland. Wenn das vom Fieber der anarchistischen russischen Revolution erfaßte Fanatiker, Schwärmer und Bilderstürmer im Stile jener Wahnsinnigen tun, die glauben, dadurch das Schwungrad der Geschichte zum Stillstand zu bringen, daß sie durch eine Mordtat, verübt am Grafen Mirbach, an den Speichen des großen Rades rütteln, so ist das noch verständlich. Aber von einem Politiker, wie Kerenski einer ist, hätte man das eigentlich nicht erwarten sollen. Um so bezeichnender für das Unabwendbare des Geschehenen und für das Verständnis selbst der Entente für diese Unabwendbarkeit deutscher Machtposition auf der östlichen Halbkugel der Erde ist es, daß man in Paris und London Kerenski richtig als einen Volksführer erkannt hat, der sich auf das Nichts stützt, keinen Boden unter den Füßen hat und der Wirklichkeit ohnmächtig gegenübersteht. Ein anderer Führer des russischen Volkes hat die Zeichen der Zeit richtiger gelesen. Wohl mit innerem Widerstreben und schweren Herzens, aber deshalb doch in realpolitischer Erkenntnis der Dinge und in Harmonie mit dem Geschehenen, scheint sich einer der erbittertsten Gegner deutscher Großmacht, Miljukoff, dazu bekehrt zu haben, daß das Spiel verloren ist, das auch er, verführt vom Glauben an die englische Macht, getrieben hat. Er sucht, um seinem Volke und seinem Vaterland zu dienen, eine Annäherung an den deutschen Sieger, und ihm scheint das Verständnis dafür aufgegangen zu sein, daß der Weg zu einer Erneuerung Rußlands und zu einer Wiedergeburt russischer Staatlichkeit fortan über Berlin führt. Und wie er, werden sich hierzu — freiwillig, oder genötigt durch den Lauf der Gegenwartsgeschichte — die führenden Männer des Ostens alle zu derselben Erkenntnis bekehren müssen — zum Wohle ihrer Völker und im Interesse ihrer Staaten.

Berlin ist die Zentrale einer neuen, vielfach noch wachsenden Welt geworden. Diese Welt heißt Mitteleuropa und heißt Osten. Und so, wie Berlin aus seiner Machtposition verstehen müssen wird, die Machtposition des Deutschen Reiches zu wahren, so werden ihm daraus auch Pflichten erwachsen, Pflichten politischen, ethischen und wirtschaftlichen Charakters; denn alle Politik ist letzten Endes doch, entgegen dem alltags gebräuchtem Schlagwort von der Amoral jeglicher Politik, erst dann wirklich schöpferisch und dauernd, wenn sie moralisch ist. Dieser Wahrheit mögen sich die englischen Politiker durch Jahrhunderte verschlossen haben. Die Epigonen Londons werden diese Versäumnis freilich allem Anschein nach bitter genug zu bereuen haben, wenn einer veränderten Welt, hoffentlich in absehbarer Zeit erwacht aus dem Wahnsinn des Völkerkrieges, die Augen für das Wesen englischer Weltmacht und Londoner Zentralisierung aufgegangen sein werden.

Ararat.

Eine geschichtlich-anthropologische Studie.

Von Dr. Freiherr von Mackay.

Machiavelli hat das Gesetz des „Ritornar al segno!“ aufgestellt, wonach die Geschichte jedes Volks notwendig zu dem aufgesteckten Zeichen zurückkehrt, wenn sie die Bahn des nach vorbestimmter Weltordnung gesetzten Ziels verlassen hat. Und ein anderes Weisheitswort spricht von den wunderbaren Harmonien, die, seit alter Zeit bestehend, als geheimnisvoll bindende Kräfte immer wieder in der Odyssee der Völker sich durchsetzen und sie nach langer Trennung, nach Kämpfen, Irrungen und Wirungen ihres Entwicklungsgangs zusammenführen. Wenn jemals, so gewinnen heute beide Deutungen einer höheren, die Zeretzungs- und Gesellungsprozesse der Menschheit bestimmenden Weltung beim Blick nach den Vorgängen im nahen Osten und der Länderbrücke zwischen Europa und Asien eigentümliche Wirklichkeitsbedeutung.

In Galizien, Wolhynien, Podolien und in der Ukraine bis zur Krim hin sind Tausende von alten Gräbern gefunden worden, die bis in die Zeiten Mykenas zurückreichen und deren Schädelreste nach unwidersprochenen Feststellungen die stummen Zeugen einer Zeit sind, da ganz Osteuropa bis zum Schwarzen Meer von germanischen Stämmen besetzt war. Die Vorgänge der Völkerwanderungszeit sind bekannt. Die Grenze zwischen West- und Ostgermanen bildete die Wasserscheide von Oder und Weichsel. Um das Jahr 200 wanderten dann die Goten von der Ostsee und dem Weichselloand nach dem Schwarzen Meer, verwüsteten auf weiteren Märschen ostwärts Griechenland, Dazien, Mösien und, den Hellespont überschreitend, Kleinasien; schließlich gründeten sie zwischen Don und Donau das Reich des Hermanarich, bis sie von den Hunnen und den mit diesen verbündeten Alanen angegriffen wurden. Die Ostgoten unterwarfen sich dem innerasiatischen Eroberervolk. Die Westgoten dagegen gingen über die Donau, durchzogen in rastloser Wanderschaft, bald im Dienst, bald im Kampf mit den Römern, den Balkan, Italien, die pyrrhenäische Halbinsel, Gallien, um dort 419 das erste germanisch-romanische Reich zu begründen; unter ihrem König Theoderich und dem Römerfeldherrn Aetius schlugen sie Attila, der mit seinen Heuschreckenschwärmen gleich die Donau hinaufziehenden Horden über den Rhein vordrängte, bei Châlons-sur-Marne in weltgeschichtlichem Entscheidungskampf auf den fatalaunischen Feldern. Im fünften Jahrhundert marschierten dann auch die Burgunder, vereint mit Vandalen, westwärts dem Rhein zu aus dem Weichsel- und Odergebiet, das so erst im sechsten Jahrhundert für die slawische Einwanderung frei wurde.

Das sind die nächstliegenden geschichtlichen Erinnerungen aus grauer Vorzeit, die sich im Sinn jener Worte des „Fürsten der Staatskünstler“ und Einsiedlers von San Cassiano von selbst aufdrängen, wenn heute die Staudarten der Mittelmächte siegreich bis zur Donau, Dnjestr- und Dnjepmündung und darüber hinaus bis zur Krim und zur Kaukasusgrenze vordringen. Dort aber ragt, inmitten von Schneefeldern und Felsenmassen, ein überwältigender vulkanischer Berggipfel empor, mit dessen Majestät sich seit alters dunkle Vorstellungen von der Heimatgeschichte der ersten Menschheit verbinden: von ihm aus eröffnen sich neue, nicht nur rassens-, sondern auch kulturpolitische Ausblicke zu den Hintergründen des in der gegenwärtigen Kriegskrise neu sich gestaltenden Weltbildes.

Die Bibel spricht ausdrücklich von den „Bergen Ararats“, wo die Arche Noahs auf Land gesetzt worden sei; erst durch mißverständliche Erklärungen ist der Name „Ararat“ auf den höchsten Gipfel des armenischen Gebirgszuges, den die Eingeborenen Massis (abzuleiten vom Massius der Alten), die Perser Kubi Nuh, Noahs Berg,

nennen, übertragen worden. Ararat, die Ebene der Arrier, ist die uralte Bezeichnung für die überaus fruchtbare Fläche, welche das Bett des Aras, des Araxes der Griechen, auf dem Lauf vom Kössa Dagh bis in die Gegend von Nachitschewan, dem Naguana bei Ptolomäus, bildet, wo schon Josephus in seinen „jüdischen Altertümern“ nach vorchristlicher Anschauung den Ort der Landung von Noahs Arche hinverlegt. Es war der Stammsitz der Haikh, will sagen der armenischen Völker. Ihnen galt von jeher der gewaltige, 5156 Meter über dem Meere emporragende Gipfel als unbesteiglich, heilig und von Geistern beschützt. Handelt es sich dabei nur um märchenhafte Erinnerungen? Kaum! Gerade die moderne Forschung bestätigt in vielfacher Richtung die dunklen Ueberlieferungen einer sagenhaften Vergangenheit mit wissenschaftlichem Siegel. Der Kaukasus bildet die breite Länderbrücke erstens zwischen Osteuropa und dem Iran und dem Indischen Meer einerseits, Vorderasien und Arabien andererseits, zweitens zwischen dem Schwarzen und dem Kaspiischen Meer, das heißt dem Mittelmeer und Innerasien. In dieser seiner eigentümlichen Zwischenlage aber erscheint er zugleich auf der ethnographischen Karte als ein Mittelpunkt, von dem die Marschstraßen der Völker und ihrer Kultur nach allen Seiten der Windrose ausstrahlen. Sprechen wir von der kaukasischen Rasse als Sammelnamen für die weiße Rasse, zu der, unter Ausschluß der Magyaren, Türken, Finnen, Samojeden und Lappen, die Bewohner Europas, ferner eines Teils des südlichen Asiens und Nordafrikas gehören, so geschieht das nicht deshalb, weil wir den Kaukasus als den Stammsitz dieses Menschenschlags betrachten, sondern weil dessen reinsten und echten Typ von Physiologen wie Blumenbach in den dort sitzenden Stämmen, vor allem in den Georgiern, gefunden wurde. Die Einseitigkeit und Unschärfe der Bezeichnung liegt freilich zutage; mit Recht ist daher in neuester Zeit von den meisten Ethnologen die Bezeichnung mittelländische Rasse bevorzugt worden, weil das Mittelmeerbecken gleichsam der Wurzelgrund und Fruchtboden der geschichtlichen Stellung und der Strahlenbrennpunkt der höchsten Kulturentwicklung dieser Rasse ist. Vom Kaukasus aus vermischten sich ferner schon in der Zeit des bereits im Alten Testament erwähnten Reichs Ararat die Armenier mit anderen arischen, medopersischen und ostiranischen Stämmen, um die Verbindung mit Indien, der angeblichen Heimat der arischen Rasse, der Wiege der Menschheit und ihrer Gesittungsanfänge, herzustellen. Endlich greift bekanntlich die moderne Ethnographie und Anthropologie die überlieferten Auffassungen von der Wurzelung des Judentums in Ägypten heftig an. Von Eckert wies erstmals 1888 auf die überraschende Ähnlichkeit der Kaukasusvölker mit den Juden hin, und Luschan stellte auf der Anthropologenversammlung zu Ulm 1892 die vollkommene Übereinstimmung des Körperbaus der Armenier mit den Juden fest. Auf der anderen Seite ist unzweifelhaft, daß Kanaan von einer dem Fellachentum ähnlichen rothäutigen Urbevölkerung bewohnt gewesen ist, daß diese wiederum mit dem Arabertum eine unbestrittene Verwandtschaft aufweist, daß das große Chetiter-Eroberervolk, das auf seinen Märschen durch die Levante über die Brücke der Aegäis bis nach Griechenland in das Herz des Balkans gelangte, mit den Armeniern zu einem Volkstum gehört, und daß diese wieder auf ihren Wanderzügen in Kanaan eindrangten; aus allem ergibt sich der Schluß, daß das Judentum gleichsam ein Sinterabsatz aus all den Völkermineralien ist, die in grauer Vorzeit auf dem Boden Westasiens und über die Sinaibrücke nach Afrika sich durcheinander schoben. Jedenfalls geht es nach heutigen wissenschaftlichen Gesetzen nicht an, aus einer

bloßen sprachlichen Einheitsgrundform, dem sogenannten semitischen Trilitteralismus, eine Einheit der Menschennart abzuleiten. Schon Kugel nannte daher mit Recht den Ausdruck „semitische Rasse“ nicht nur wertlos, sondern verwerflich, während Bastian ihn als ein „Nebelgebilde unserer Denkopoperationen“ verurteilte.

Das also ist gleichsam der Lichtkern in der Sonne geschichtlicher Erinnerungen, welche der heute innerhalb des Ablösungsprozesses der russischen Randvölker sich hervor-drängenden Streitsache, der kaukasischen, eine weit über die geographischen Grenzen hinausragende weltpolitische Bedeutung geben; seine Strahlen werfen Licht auf die Gesamtheit der Verflechtungen im Schicksal der um das östliche Becken des Mittelmeers und des Schwarzen Meers herum angesiedelten Völkern. Im zweiten Jahrtausend vor Christus, da in Babylon das gewaltige Staatswesen von Sinear erblühte, erhob sich in Syrien zum Herrenvolk der Stamm der Chettiter und breitete seine Macht-haberschaft vom Kaukasus bis zum unteren Jordan aus, also daß das Gebiet seiner Hoheit an Kraftfülle und Ansehen nicht hinter dem benachbarten Reich der ägyptisch-pharaonischen Doppelkrone zurückstand. Von Vorderasien aus legte dann dieses kriegerisch-mannhafte Volk Beschlag auf die südliche Hämushalbinsel und schuf damit schon in jener Kultur-Morgenzeit über die Brücke der Aegäis die Bindungen einer europäischen Rassengemeinschaft, deren Typ noch heute in einem auffälligen Merkmal bei fast allen Balkanvölkern durchschlägt: in der Chettiternase mit dem semitischen Schwung, die Armenier, Syrer, Türken mit vielen Griechen, Albanern, Alpenserben, Makedoniern gemeinsam haben. Als Gärungselement in dem so gebundenen urvölkischen Hefeteig der Levante wirkte dann zunächst die Säure der Thraker, zu denen die in der Ilias eine vornehme Rolle spielenden Troer zu rechnen sind; ihre heute fast verlorene Sprache war ein Satem-idiom, was auf indogermanische Wurzel und ferne slawische Verwandtschaft schließen läßt. Ein großes Mischvolk, das möglicherweise mit den alten Pelasgern identisch ist, dessen Herrschaftsgebiet sich südlich bis nach Palästina ausdehnte, wo es unter dem Namen der am Jordan vor der israelitischen Einwanderung und Eroberung mächtigen Philister erscheint, dessen Einfluß westlich bis Kreta reichte, wo noch heute die Spuren seiner Kultur in bemalter Keramik zu finden sind: so heben sich die Thraker als gewaltiger Schatten auf der westasiatischen Bühne vorgeschichtlichen Völkerdaseins und -ringens empor. In diesen steinzeitlichen Basalt schob sich dann wieder der hellenische Erzgang ein. Sein Vorschub waren die durch Homer bekannten Teleger oder Karer, wiederum ein kleinasiatisches Volk. Als Vertreter der gefeierten mykenischen Kultur dem elementaren Strom jener Zeit folgend, stieß es über Kreta, dem es den Namen gab, nach dem Peloponnes vor und machte hier in langen, erbitterten Kämpfen mit den Thrakern das Fruchtfeld für griechische Machtchöpfung und Gesittungsblüte frei, die allmählich, in vielfach gebrochener Flutung, über die ganze westliche und mittlere Hämushalbinsel sich ausbreitete. Der Entwicklung des südosteuropäischen Völkerdramas im ersten gruppierenden Akt folgte ein zweiter, dessen verheerende Orkanbildungen alles, was befestigt, entwicklungsfähig und reif gemacht worden war, niederwerfen und zerschmettern zu sollen schienen. Die wilde Zeit der Völkerwanderung brach an. Hinfort kamen nicht mehr aus der Levante, sondern vom Norden die erschütternden, umformenden Stoßkräfte: mit dem anbrechenden Mittelalter setzt die Slawisierung des Balkans ein.

Der Name Südslawen steht unverkennbar der Kategorie jener Worte sehr nahe, die zur rechten Zeit sich da einstellen, wo Begriffe fehlen. Die Herkunft der vielen bunt zusammengewürfelten Völker und Stämme, die mehr oder weniger willkürlich im großen Slovenin-Tiegel verschmolzen werden, erscheint dunkler als die Vergangenheit

irgendeines europäischen Volkes; es ist ja die schlimme Eigentümlichkeit der damaligen Geschichtsschreibung, daß sie unendlich viel von Schlachten und Mezeleien der Völker, aber fast nichts oder nur sehr Unzuverlässiges darüber berichtet, was sie getrieben, wo und wie sie gelebt haben. Plinius und Tacitus, später Jordanes und Prokopius, sprechen von den zwischen Weichsel und Don einheimischen Venedae (Wenden), womit die Slawen gemeint sind, schließen aber in dem Sammelbegriff offensichtlich auch die Thraker ein, die, wie gesehen, tatsächlich als slawenverwandten Stamms zu gelten haben. Die durch die mongolischen Einfälle aus ihren Lagern in Halbasien aufgeschreckten Slawenvölker klopften also ihrerseits — was einzig ihre schnelle Machtausbreitung erklärt — auf dem Balkan an die Heimstätten stammesnaher Sippen, fanden aber andererseits doch die festen, klaren, kristallinischen Ausscheidungen und Formbildungen eines völkischen Sinters vor, in dessen Rinde sie wohl einzudringen, dessen Wuchs und Art sie jedoch nicht zu verändern vermochten. Wohl nahm schon im 6. Jahrhundert die Slawisierung des Peloponnes derartig zu, daß die byzantinischen Herrscher mit allen möglichen kirchlichen Waffen der „slawischen Gefahr“ zu begegnen suchten; die Abwehr versagte aber völlig, wie es die Tatsache bezeugt, daß bis in das 15. Jahrhundert sogar auf Morea slawisch gesprochen wurde. Der fortwährende Zustrom von besitzlosem Proletariat aus der makedonischen Völkerhürde war eben nicht aufzuhalten, und die Griechen wußten keine andere Abwehr gegen die Drohung, im slawischen Meer mitsamt ihrer großartigen Kulturvergangenheit unterzutauchen, als daß sie nach Möglichkeit die in der Slawenüberflutung verderbte Volks- und Umgangssprache durch die an das Altklassische sich anlehnde Schriftsprache zu verdrängen suchten und die Propaganda hierfür zugleich in den Dienst der großgriechischen Bewegung und des Schutzes der unter türkischer Fremdherrschaft seufzenden Volksgenossen stellten. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte diese Politik aber erst, als der Glanz des Halbmonds erlosch und allenthalben auf dem Balkan ein frischquellendes Nationalitäten-Selbstbewußtsein flügte wurde: jetzt drehte sich der Spieß völlig um, so daß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast auf dem ganzen Balkan Hochgriechisch die Rolle der vornehmen Gesellschaftssprache spielte, wie früher Französisch im ganzen westlichen Europa. Um als tiefgreifende Pflugschar zu wirken, dazu fehlte dem Slawentum überall, wo es auf den Boden des oströmischen Gesittungskreises stieß, die kulturelle Ueberlegenheit und Arbeitskraft, es war nur eine Egge, welche die Oberfläche des Balkans jätete und lockerte, und auch diese Erfolge würden ihm nicht beschieden gewesen sein, wenn nicht jenes byzantinische Licht der osmanische Sturm ausgelöscht hätte.

Mensch und Erde, hat Kirchhoff gemeint, sind untrennliche Dioskuren in der geschichtlichen Betrachtungsweise irdischer Tatsachen. Verhalteneu Mens, erwartungs- und ehrfurchtsvoll stehen wir vor der Morgenröte eines neuen Tages, die aufstrahlend das ganze über Osteuropa und dem Orient lagernde Wolken- und Gewitterfeld zerreißen und eine neue Zukunft friedlichen Zusammenlebens von Völkern erhellen soll, welche seit uralter Zeit Quecksilbertropfen gleich bald feindlich sich getrennt, bald nach unwiderstehlichen magnetischen Anziehungskräften sich zusammengefunden haben. Die Abhängigkeiten des Physischen und Menschlichen in diesem Zersehungs- und Ausgleichungsprozeß wurden in wenigen skizzenhaften Bildern klarzustellen gesucht; drei große geschichtliche Wahrheiten leuchten aus ihren Tiefen hervor. Erstens: der Islam ist das Erbe des Hellenismus auf asiatischem Boden. Zweitens: mit beiden Kulturgruppen verketten sich, ethnographisch wie kulturgeschichtlich, aufs engste die Geschichte der germanischen Völker von ältesten Zeiten ab. Drittens: das

gleiche gilt vom Slawentum; nur muß hierbei vernünftig zwischen dem Großrussentum mit seinem überwiegenden tatarischen Bluteinschlag und dem Kleinerussentum mit seinem echt slawischen Charakter und seinen geschichtlichen Beziehungen zum byzantinischen Gefittungskreis unterschieden werden. Ein Schlagwort der Gegenwart mahnt den modernen Politiker, über die Enge der heimatlichen Grenzen

hinaus in Erdteilen zu denken. Als notwendige Vorstufe dazu aber erscheint das Denken in Ländern und Völkerguppen, welche die Erdteile lebendig aneinander schließen: das ist das Gesetz und die Weltbetrachtungsform, deren Bedeutung das östlich über dem Ukarat aufstrahlende Sonnenlicht Europa heute eindringlicher denn je predigt!

Alt-Livland vor und zur Zeit der deutschen Kolonisation.

Von H. von Frank, Leipzig.

Die Geschichte der Ostküste der Ostsee vor Ankunft der Deutschen sind auch heute noch dunkel; erst um die Wende des 8. Jahrhunderts wird das Bild reicher und mannigfaltiger. Wir treten damit in die Zeit ein, in der dieselben Stämme schon das Land bewohnten, wie bei der Ankunft der Deutschen, eine Zeit, in der sich der allmähliche Uebergang vom nomadisierenden Fischer- und Jägervolk zu vollziehen begann. Bis zu diesem Zeitpunkte läßt sich Beeinflussung durch fremde Völker, etwa durch die germanischen Goten, nur vermuten; im 9. Jahrhundert treten uns nachweisbar neue, fremde Kulturelemente entgegen: normannische. Die Berührung der Völker fand teilweise auf kriegerischem Gebiete statt, aber auch auf friedlichem Wege durch den Kaufmann und bald durch Priester und Missionare, die besonders unter Knut dem Großen im Anfang des 11. Jahrhunderts ins Land kamen, als dieser auch Estland seiner Herrschaft unterwarf.

Wichtiger und dauernder als der skandinavische wurde der russische Einfluß. Schon um die Jahrtausendwende hören wir von russischen Einfällen und Kämpfen gegen die Esten, Eiven und Letten; bei den ersteren gelang es den Russen, trotz zeitweiliger Erfolge, nicht, sich dauernd festzusetzen. Den Letten und Eiven gegenüber konnten dagegen die Russen größere Erfolge verzeichnen; sie brachten es hier zu einer, wenn auch an gewisse Schranken gebundenen Herrschaft, die von den Deutschen, als sie in das Land kamen, als zu Recht bestehend anerkannt wurde. Russischer Einfluß hat sich besonders in den südlichen Gebieten in Lebensgewohnheiten, Rechtsanschauungen und vielleicht auch ethischen Begriffen geltend gemacht. Eine kräftigere kulturelle Einwirkung wurde unterbunden durch die zu Ende des 12. Jahrhunderts einsetzende neue Bewegung, da abendländisch-katholische Gefittung, nicht slawische, die kolonimatorische Führung in den Ostseeländern übernahm.

Bevor ich nun auf diese einsetzende deutsche Kolonisation des näheren eingehe, möchte ich ein kurzes Bild der ethnographischen und kulturellen Zustände Alt-Livlands — der Name wird hier im alten Sinne für die 1562 auseinanderfallenden bisherigen russischen Ostseeprovinzen Livland, Estland und Kurland gebraucht — geben, so wie es von den Deutschen im 13. Jahrhundert vorgefunden wurde.

Es waren zwei einander völlig fremde Völkerrämme, die die Küstenländer zwischen Memel und Narowa besiedelten: der eine finnische, also mongolische, der andere lettisch-litauische, also indogermanische Abstammung. Der erstere zerfiel wiederum in zwei Hauptstämme: Esten und Eiven, mit den ihnen nahe verwandten Kuren. Die Letten setzten sich zusammen aus den Lettgallen, den Selen und den Semgallen. Südlich von ihnen saßen die Litauer, ein wilder, kriegerischer Volksstamm, den Letten verwandt. Für die kulturellen Zustände dieser Stämme zu der Zeit, als die Deutschen mit ihnen in Berührung kamen, besitzen wir eine unschätzbare Quelle: die Chronik Heinrichs von Lettland (Heinrici chronicon Livoniae), von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß seine Berichte über das Zusammentreffen der Deutschen mit den Eingeborenen Alt-Livlands auf eigener Beobachtung beruhen. Der Verfasser war ein in Livland als Missionar tätiger Priester, jedenfalls kein Lette, sondern ein Deut-

scher von Geburt, wahrscheinlich um 1190 geboren und 1203 nach Livland gekommen. Die Chronik ist in gutem mittelalterlichem Latein abgefaßt und beschreibt in vier Büchern die Befehrungs- und Eroberungszeit bis 1227.

Was wir indirekt daraus entnehmen können, ist in der Hauptsache folgendes: Ein organisiertes Staatswesen ist bei den lettischen und finnischen Stämmen im 13. Jahrhundert noch keineswegs vorhanden. Die einzelnen Stämme scheinen untereinander nur in sehr lockerem Zusammenhange gestanden zu haben. Jeder Stamm zerfiel jedenfalls in eine Reihe größerer und kleinerer Gemeinwesen, an deren Spitze Häuptlinge standen. Diese „Ältesten“ (seniores) waren vor allem Heerführer; in Friedenszeiten genießen sie ein dementsprechend hohes Ansehen und werden auch später von den Deutschen als Vertreter ihres Volkes betrachtet. Im ganzen gesehen war es ein Volk kriegerischer Bauern.

Um genauesten werden wir durch Heinrich über das Kriegswesen der Eingeborenen unterrichtet. Es bewegt sich in den charakteristischen Formen eines primitiven, kriegerischen Volkes, dem fortwährende Raub- und Rachekriege Lebenselement sind. Etwas diesen Stämmen Eigentümliches bilden nur die sogenannten Heiden- oder Bauernburgen, welche den Umwohnern als Zufluchtsort in Zeiten der Gefahr dienten. Das Kriegswesen der Eingeborenen zur See war gemäß ihrer geographischen Lage besonders bei den finnischen Völkerschaften gut ausgebildet. Sie besaßen eine beträchtliche Anzahl von Raubschiffen, mit denen sie förmliche Seeschlachten gegen die Kreuzfahrer lieferten.

In der Siedlungsweise der Eingeborenen finden wir einen prinzipiellen Gegensatz nach den Stämmen: die finnischen Stämme siedelten in Dörfern, die lettischen in Einzelhöfen — eine Verschiedenheit, die wir bis in die neueste Zeit finden. Das Leben der Eingeborenen, soweit es nicht auf dem Kriesspfade verbracht wurde, bewegte sich in landwirtschaftlicher Beschäftigung. Obwohl der Ackerbau seit Jahrhunderten bekannt war, befand sich der landwirtschaftliche Betrieb bei Ankunft der Deutschen doch auf einer sehr niedrigen Stufe. Mangelnde Kultureinflüsse höher entwickelter Völker, wie sie das westliche Europa durch die Römer erfahren hatte, friedlose Lebensart, rauhes Klima und spärliche Bevölkerung hatten auf das Wirtschaftsleben der Eingeborenen hemmend gewirkt. Handel finden wir nur als Tauschhandel vor. Gegenstände der friedlichen Einfuhr waren Salz und Sklaven, ausgeführt wurden außer Honig und Wachs noch Pelzwerk und Metall, vor allem Eisen. Der Handel war jedenfalls bei dem Mangel an Städten und Organisation nur sehr geringfügig.

Solche Zustände also fanden die ersten deutschen Kaufleute um die Wende des 12. Jahrhunderts im alten Livland vor. Denn Kaufleute waren es, die zuerst den Weg zur Dünamündung wagten, und zwar mit Benutzung der zwischen dem Mutterlande und Livland gelegenen Zwischenstation Wisby auf Gotland. Schon seit Anfang des 12. Jahrhunderts hatten sich hier neben den Eingeborenen und den schon ansässigen russischen Kaufleuten deutsche Kaufleute angesiedelt, die zum größten Teile aus Westfalen stammten. Ihr Handel erstreckte sich von hier aus tief nach Rußland und nach Skandinavien hinein. Um die Mitte des Jahrhunderts nun brachen Zwistigkeiten aus

zwischen den deutschen und den gottländischen Kaufleuten auf Wisby. Wir haben dafür einen Beweis in der bekannten Urkunde von 1163, in welcher Heinrich der Löwe den Deutschen auf Wisby ihre Freiheit und Verfassung bestätigt. Diese Zwistigkeiten und Spaltungen in der Mutterstadt wurden wie so oft Anlaß neuer Unternehmungen der deutschen Kaufleute, die sich bewogen fühlen mochten, ihr Handelsgebiet zu erweitern und, unbelästigt von den skandinavischen Gotländern, selbständige, rein deutsche Faktoreien zu begründen. So wäre denn die Aufseglung und Gründung der deutschen Kolonie Livland indirekt durch die Vorgänge auf Gotland veranlaßt; daß sie direkt von Wisby aus gestiftet sei, davon fehlt jede Spur.

Im Anschluß an diese Dünafahrten der deutschen Kaufleute auf Wisby folgten nun bald solche direkt vom Mutterlande aus, besonders von Lübeck. Die Kunde von diesen Handelsfahrten ins Land der „gözendienlichen und gottvergessenen“ Eiben verbreitete sich schnell in Niedersachsen und fand bei den ganz Europa durchglühenden Kreuzzugsgedanken lebhaften Widerhall. So geschah es, daß sich einer der lübschen Kauffahrteiflotten ein Geistlicher anschloß, der Kanonikus des Augustinerchorherrnstiftes zu Segeberg in Holstein, Meinhard. Doch weder er noch sein Nachfolger, der Abt des Zisterzienserklusters Loksum bei Hannover, Berthold, vermochten nachhaltige Erfolge in der Befehrung und Festigung der Kolonie zu erzielen. Zu einem Zwiefachen, für die spätere Entwicklung der Kolonie Bedeutungsvollen nur vermochten sie den Grund zu legen: zu der engen Verbindung der Kolonie mit Rom und den auf Ablass aufgebauten Kreuzzügen nach Livland, durch die neben das Kreuz das Schwert gepflanzt wurde.

Zu einem neuen, starken Aufschwunge verhalf der jungen Kolonie erst das bedeutende staatsmännische Talent und die energische Tatkraft seines dritten Bischofs, des Bremer Domherrn Albert. Nachdem es ihm geglückt war, ein starkes Kreuzheer zu versammeln — nach dem Berichte Heinrichs von Lettland kam auch er über Wisby und warb dort 500 Männer für das Kreuzheer —, lief er im Jahre 1200 mit 23 Schiffen in die Dünamündung ein und begründete mit solcher noch nie gesehenen deutschen Stärke seine Herrschaft. Um einen festen Mittelpunkt für die Mission, den Handel und die Verwaltung zu gewinnen, verlegte er den Sitz des Bischofs von der von der Dünamündung zu weit entfernten Burg Wercküll näher an die See und legte hiermit im Jahre 1201 den Grund zu der Stadt Riga.

Nicht minder wichtig als die Gründung dieser Stadt wurde für die Entwicklung der Kolonie der Ritterorden, den Albert ins Leben rief und der ihm das stehende Heer schaffen sollte, dessen er unbedingt bedurfte. So entstand nach der Regel der Tempel im Jahre 1202 der Orden der Brüder des Ritterdienstes Christi (fratres militiae Christi). später auch Schwertbrüderorden genannt, und zugleich mit ihm der Keim zu den folgenden, nie endenden Zwistigkeiten zwischen dem Orden und den Bischöfen des Landes.

Zur Gründung des Ordens gesellte sich als weiteres wichtiges Moment die Errichtung des Zisterzienserklusters Dünamünde. Es ist entweder eine direkte Gründung des Zisterzienserklusters Marienfeld (in Westfalen), oder aber durch Brüder des thüringischen Klosters Porta gegründet worden. Es wurde zum Ausgangspunkt vieler neuer Klöster, Pfarreien und Kirchen und dadurch zu einem wichtigen Kulturfaktor für das Land.

Die schon kurz erwähnten beständigen Zwistigkeiten zwischen Orden und Bischöfen zwangen letztere, um den wachsenden Ansprüchen des Ordens mit einer Streitmacht erfolgreich entgegenzutreten zu können, eine umfangreiche Verleihung von Grund und Boden an ihnen ergebene deutsche Einwanderer vorzunehmen, welche Ritterdienste zu leisten imstande waren. Mit dem Lehen verbunden war

eine immer steigende Anzahl von Rechten des Lehensherrn. Der Orden dagegen, der an sich selbst bei seiner straffen militärischen Organisation Kraft genug besaß, hatte keine Veranlassung, die für ihn so wichtigen landesherrlichen Rechte und Einkünfte zu vergeben. Erst gegen Schluß der Ordenszeit haben wir Ansätze zur Bildung von Lehensmannschaften. Eine Ausnahme machen hier nur die estländischen Besitzungen des deutschen Ordens, welche eine der stiftischen Machtentwicklung gleichende, sie sogar übertreffende Entwicklung erkennen lassen.

An deutschen Einwanderern fehlte es jedenfalls nicht. Der bei weitem größte Teil stammte aus dem nordwestlichen Deutschland und gehörte dem niedersächsischen Volksstamme an. Speziell für die livländischen Vasallengeschlechter des 13. Jahrhunderts ist es nachgewiesen worden, daß die überwiegende Mehrzahl derselben Westfalen und nur wenige Holsteiner und andere Gegenden zur Heimat hatten. Was aber Livland von den andern, durch deutsche Besiedlung im Mittelalter erworbenen ostelbischen Territorien wesentlich unterscheidet, ist der Umstand, daß hier keine Germanisierung der niederen Bevölkerung durchgeführt worden ist. Um das zu bewerkstelligen, wäre vor allem der deutsche Bauer als Kolonist nötig gewesen; doch die Masse der Einwanderer in Livland wurde gebildet aus Kaufleuten, also Bürgern und Rittern, während der deutsche Bauer fehlte. Aus welchem Grunde, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Zu berücksichtigen ist jedenfalls die Tatsache, daß der deutsche Bauer des Mittelalters nicht über See fuhr; denn Livland blieb immer eine überseeische Kolonie, und an den Versuchen, den Landweg zum Mutterlande herzustellen, verblutete schon der Schwertbrüderorden. Daß man sich in der Kolonie selbst einer bauerlichen Einwanderung gegenüber nicht ablehnend verhielt, geht aus einem sehr verlockenden Anerbieten hervor, welches der Vizemeister des deutschen Ordens in Livland an Lübeck erließ. Es wird hierin deutschen Bauern Land so viel wie wollen versprochen und ihnen außerdem noch sechs Freijahre zugesagt.

Um sich vor plötzlichen Unterbrechungen der Naturalieferungen von seiten der abgabepflichtigen Eingeborenen sicherzustellen, waren die deutschen Einwanderer schon früh darauf bedacht, durch eigene Landwirtschaft sich unabhängig zu machen. Unter den Landesherren erscheint der Orden, nicht aber die Bischöfe als Vertreter des landwirtschaftlichen Großbetriebes, eben weil er, wie schon erwähnt, keine Veranlassung hatte, seine Hoheitsrechte an Vasallen zu vergeben, sondern sie selber ausübte und wirtschaftlich nützte. Daher blieb er auch stets in direktem Zusammenhange mit der bauerlichen Bevölkerung seines Territoriums. Bei der großen Menge des durch bauerliche Abgaben an den Orden einkommenden Getreides konnte die Feldwirtschaft des Ordens nur von geringerer Bedeutung sein, das Hauptgewicht lag auf der Pferde- und Viehzucht.

Viel wichtiger aber für die Landeskultur als die bischöflichen und auch die Ordensklöster waren die klösterlichen Besitzungen. Besonders zwei Zisterzienserklöster kommen hier in Betracht: Dünamünde und Falkenau in Livland. Wie überall, so verstanden es die Zisterzienser auch hier, durch Arrondierung ihrer Besitzungen, durch Umtausch entfernter gelegener Stücke gegen nähere, durch Befreiung von drückenden Steuern ihren Gütern eine Grundlage zu schaffen, auf der eine intensivere Wirtschaft sich lohnte. Günstig für den wirtschaftlichen Höhestand der Zisterzienser war auch der Umstand, daß sie in ihren Laienbrüdern über ausgezeichnete Arbeitskräfte verfügten und auf diese Weise weit intensiver wirtschaften konnten, als das in damaliger Zeit den anderen Grundbesitzern mit beschränkten Frondiensten möglich war. Wichtig ist auch, daß die Zisterzienser nicht nur für eigenen Bedarf, sondern darüber hinaus für den Markt produzierten. Sie besaßen daher an verschiedenen Handelsplätzen Höfe, wo

die ländlichen Produkte weiterverkauft wurden. In Betracht zu ziehen ist vor allem Reval, wobei vielleicht noch zu erwähnen wäre, daß Reval diejenige Stadt Eivlands ist, von der die älteste Nachricht über Getreideexport ins Ausland vorliegt, nämlich vom Jahre 1297.

Von großer Bedeutung für die eingeborene Bevölkerung war die Frage, woher das Land zu den Feldern der Eingewanderten genommen wurde. Eine Vertreibung der Eingeborenen von ihrem Grund und Boden kommt nach den Urkunden nur selten vor; das Land wird von den Eingeborenen entweder freiwillig abgetreten oder von ihnen an die Deutschen verkauft. Außerdem kommt noch eine Art des Landerwerbs besonders durch die Ritter vor, nämlich die Ablösung des Zehnten von Seiten der Bauern durch Abtretungen eines Landstückes. Dafür, daß die Ritteräcker auch vielfach auf Neuland entstanden, liegt ein Beweis in der noch jetzt zu beobachtenden geringeren Qualität der Hofesfelder im Vergleich zu den Bauernfeldern (P Die Red.), wobei vorauszusetzen ist, daß die Eingeborenen schon von alters her den besondern Boden für ihren Anbau in Anspruch genommen haben. Oft geschah auch die Gründung von Gütern in der Nähe eines Dorfes, um die Arbeitskräfte in größerer Nähe zur Verfügung zu haben. Daher stammen die vielen gleichen Bezeichnungen von ritterlichen Höfen und Dörfern. Unter Hof versteht man in Eivland zweierlei: einmal den eigentlichen herrschaftlichen Hof mit den Wirtschaftsgebäuden, dann aber auch diesen Hof mit all seinem Areal, im Gegensatz zum Bauernlande. Nie bedeutet aber Hof einen Bauernhof.

Was nun die Größe des ritterlichen Besitzes betrifft, so sind wir in bezug hierauf über die dänisch-estländischen Besitzungen viel besser unterrichtet durch das Liber census Daniae, ein Verzeichnis der estländischen Landgüter mit Angabe ihrer Größe und Besitzer. Für Eivland läßt sich schwer eine feste Zahl angeben, da ein Vasall sowohl mehrere hundert Hufen, als auch nur ein paar in seinem Besitz haben konnte. Als ungefährer Anhaltspunkt, wie groß man im 13. Jahrhundert im allgemeinen den Grundbesitz der verschiedenen Bevölkerungsklassen annahm, dient eine Mitteilung, welche der Vizemeister des deutschen Ordens an Lübeck machte. Hierin werden die Bedingungen aufgezählt, unter denen Einwanderer aus Deutschland in Eivland empfangen werden sollen. Einem Ritter oder ehrbaren Bürger mit einem gerüsteten Streitroß werden 60 sächsische Hufen (eine deutsche sächsische Hufe = etwa 30 Hektar), einem Knapen mit gerüstetem Streitroß 40 Hufen, und einem Knecht mit Brustharnisch 10 Hufen versprochen.

Ueber die Heerfahrt der Vasallen ist noch folgendes zu erwähnen: Bei den häufigen Kriegszügen, zu denen sie gezwungen waren, hat man geglaubt, einen ausgedehnteren wirtschaftlichen Eigenbetrieb der Ritter nicht annehmen zu dürfen. Nun ist aber zu beachten, daß in Eivland im Gegensatz zum mittleren und westlichen Deutschland die Heerzüge wegen des Zustandes der Wege in den strengen Winter verlegt wurden. So konnte sich also der Ritter im Sommer verhältnismäßig ungehindert der Landwirtschaft widmen.

Gegenwarts- und Zukunftsfragen der deutsch-russischen Kolonisten.

Von Dr. Rudolf Peschke.

Der Aufsatz „Die Lösung der Deutschrussenfrage“ wurde kurz vor dem Bekanntwerden des deutsch-ukrainischen Sondervertrages geschrieben. Inzwischen sind nun in diesem, sowie im deutsch-russischen Sondervertrage unter den Kapiteln „Fürsorge für Rückwanderer“ rechtliche Unterlagen für eine spätere Loslösung der deutschen Bauern geschaffen. Die Kolonisten dürfen danach nach freiem Ermessen auswandern und ihr Vermögen mit sich nehmen. Ihrem Verkehr mit den deutschen Diplomaten und Konsuln ist innerhalb der nächsten zehn Jahre keine Schranke gezogen, auch wenn die betreffenden Kolonisten noch nicht die deutsche Staatsangehörigkeit erlangt haben. Ferner sind Garantien geschaffen, daß auch bei Pachtkündigungen keinerlei materielle Verluste für die Auswanderer entstehen. Großrußland gegenüber haben wir ausdrücklich auf einer Entschädigung der Geschädigten bestanden, während die deutschen Kolonisten in der Ukraine — nach den Erklärungen des Ministerialdirektors Kriege im Hauptausschuß vom 21. Februar — in gleicher Form entschädigt werden wie die ukrainischen Staatsangehörigen, eine Formulierung, die noch gewisse Deutungen zuläßt. Im übrigen halten sich die Bestimmungen im Rahmen der Bethmann-Hollwegschen Versprechung vom April 16, daß Deutschland seinen bedrängten Brüdern im Osten „den Weg aus der russischen Knechtschaft öffnen“ werde.

Durch den weiteren Verlauf der Dinge war Deutschland in der Lage, direkt mit den deutschen Kolonisten Fühlung zu nehmen. Als Abgesandter der südrussischen Deutschen traf Anfang März Herr Pastor Winkler in Berlin ein und hielt vor Vertretern des Kriegsministeriums u. a. Behörden und interessierten Organisationen einen Vortrag, in dem er die unbedingte Hoffnung seiner Landsleute auf Deutschland aussprach und deren Vertrauen, ihre Zukunft im Einvernehmen mit dem alten Mutterlande zu regeln. Der deutsche Vormarsch in der Ukraine bis ins Dongebiet und in die Krim hat dieses Vertrauen nicht enttäuscht; wie im Jahre 1915 die deutschen Heere manchen armen Vertriebenen aus Wolhynien als „die Engel Gottes“ erschienen, so hat das Auftreten deutscher Soldaten auch jetzt wieder vielfach

deutsche Bauern vor Mord und Plünderung durch Bolschewiki-Banden bewahrt.

Zu Erwägungen grundsätzlicher Art fanden sich am 11. und 12. April Abgesandte der Kolonisten aus der Ukraine in Odessa zusammen. Allgemein kam zum Ausdruck, daß man der bestehenden ukrainischen Regierung mit ihren sozialistischen Tendenzen das stärkste Mißtrauen entgegenbringt. „Die Sozialisierung des Landes bedeutet für uns Deutsche Auswanderung oder Aufgehen im Slawentum“ war nach dem Bericht eines Augenzeugen die einmütige Anschauung. Zeigt sich aber, daß die Sozialisierung nicht durchführbar ist, dann wird sich, so fürchten die Kolonisten, die Wut über diese Unmöglichkeit gegen die Deutschen richten, da deren wirtschaftliche und kulturelle Überlegenheit von je den Haß der übrigen bäuerlichen Bevölkerung erregt hat und man in ihnen das Hindernis erblickt wird, die Utopien in die Wirklichkeit umzuwandeln. Aus diesen Gründen wurde beschlossen, den von der ukrainischen Regierung geforderten Bürgereid der Republik vorläufig nicht zu leisten. Die stärkste Neigung der Versammlung ging dahin, wieder unter den Schutz des Mutterlandes zurückzukehren, es wurde deshalb ein Ausschuß eingesetzt, der sich über die Fragen der Rückwanderung unterrichten sollte. — Die Verweigerung des Bürgereides läßt indes noch für die eventuelle Durchführung eines anderen Planes freie Hand. Die Kolonisten sind in verständlicher Sorge, daß ihnen ihr Land nicht zum wirklichen Wert abgekauft wird, wenn sie auswandern wollen. „Wer soll denn unser Land kaufen?“ fragen sie. „Bisher waren wir in Südrußland diejenigen, die Land gekauft haben!“ Könnte man ihnen das garantieren, daß sie ihr Land ohne Schaden verkaufen, und ihnen zudem sofort passende Stellen anweisen, dann würden wohl kaum, wie die Stimmung jetzt ist, einige Jahre vergehen, bis alle ausgewandert sind. Da niemand unter den jetzigen Umständen die beiden Voraussetzungen bejahen kann, trachten weite Kreise unter den Kolonisten danach, sich unter Anlehnung an Deutschland an Ort und Stelle zu sichern. Man denkt an eine mehr oder weniger weitgehende staatliche Autonomie, eventuell auch nur an eine gewisse Selbst-

ständigkeit innerhalb der Ukraine. Daß diese Ideen mannigfacher Unklarheiten nicht entbehren, geht schon daraus hervor, daß fast jeder Kolonist sein Gebiet als geeignet hält, den Kern jenes — sagen wir: deutschen Bauernstaates zu bilden. So wird das Gouvernement Cherson, die Krim und Südbessarabien genannt. Im letztgenannten liegen die Verhältnisse ja besonders verwickelt.

Aus den Wolgakolonien haben wir neuerdings Kunde, die uns zeigt, daß auch hier bereits, einmütiger als bisher anzunehmen war, der Wille zu einer Umsiedlung unter deutschem Schutz besteht. Auch die Wolgakolonisten bleiben in keinem maximalistisch regierten Rußland auf die Dauer; sie sind auch bereits als „Burschui“ verdächtig, und wie die „Frankfurter Zeitung“ berichtete, sind zwei Führer der Wolgakolonisten verhaftet. Hoffentlich geht die große, hierin liegende Gefahr noch vorüber, die besonders die einzelnen

Besitzer und kleinere abseits liegende Dörfer, weniger die volkreichen und benachbarten größeren Kolonien bedroht.

Die deutschen Kolonisten sind sich nach dem allen bewußt geworden, daß ihre Entscheidungsstunde gekommen ist. Die führenden Elemente unter ihnen erkennen indes, daß sich die Lösung ihrer Sorgen nicht plötzlich und gewaltsam vollziehen kann, sondern daß sie Zeit und Überlegung auf beiden Seiten erfordern, für den Kolonisten und für Deutschland. Die wichtigste Pflicht ist es aber von deutscher Seite gegenwärtig, den Kolonisten so weit wie irgend möglich Ruhe und Sicherheit vor weiterer Schädigung nach den schweren Jahren zu verschaffen. Schon im eignen Interesse; denn die wirtschaftliche Kraft und die positive Arbeitsfreude der deutschen Bauern in der Ukraine — abgesehen von den unglücklichen wolhynischen Kolonisten — verbürgt uns allein einen sehr großen Teil des uns nötigen Getreides.

Die Entwicklung des Verkehrsgewerbes auf dem Balkan.

Von K. Busch, Berlin-Charlottenburg.

Von einem Verkehrsgewerbe auf dem Balkan kann man überhaupt erst sprechen, seitdem eine durchquerende Eisenbahnlinie, von Semlin ausgehend, bis Konstantinopel reicht. Durch die Fertigstellung dieser Bahnstrecke sind die Balkanstaaten erst mit dem „europäischen Festlande“, wenn man so sagen darf, in „näheren“ Verkehr gekommen. Vor dieser Epoche wickelte sich das Gütertransportwesen fast ausschließlich auf der Donauroute oder über Triest ab; der Verkehr vom Schwarzen Meer aus gelangte durch die Donaumündung oder über die Eisenbahn Varna—Rustschuk zur Abfertigung. Ab Hamburg wurden regelmäßige Schiffslinien erst vor beiläufig fünfzehn Jahren errichtet. Güter aus Norddeutschland nahmen in früheren Zeiten ihren Weg über Triest. Der österreichische Lloyd spielte damals am Balkan und im Levanteverkehr eine ausschlaggebende Rolle, da selbst englische und italienische Schiffslinien nicht alle jene Levantehäfen anliefen, die der österreichische Lloyd im regelmäßigen Verkehr bediente. Die Marktverhältnisse auf dem Balkan waren zu jener Zeit derart, daß das Moment der Frachtkosten weniger in die Erscheinung trat, vielmehr der Wunsch maßgebend war, möglichst rasch und möglichst viel Industrieerzeugnisse heranzubringen, wobei nicht zu vergessen ist, daß damals — also bis vor zwanzig Jahren — die europäischen Industrien in ihrer Leistungsfähigkeit lange nicht zu der Vervollkommenheit gekommen waren, die insbesondere im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege sich herausgebildet hat.

Was die Transportvermittlung anbetrifft, so erwies sich eine solche nur in Triest als notwendig, um die Güter von der Bahn auf das Schiff und umgekehrt zu schaffen. In der Donauspedition waren einige österreichische Speditionsfirmen führend. Es war Aufgabe der balkanischen Warenadressaten, das Gut im Donaubestimmungshafen in Empfang zu nehmen. Selbst in den hauptsächlichsten levantinischen Städten gab es berufsmäßige Spediteure nicht, weder in Saloniki noch in Konstantinopel; es war Sache der Güterempfänger, für die Verzollung zu sorgen und für den Transport in das Verkaufsort.

In diese, man könnte fast sagen patriarchalischen, Verhältnisse trat eine Europäisierung ein in dem Augenblick, als die Linie Semlin—Konstantinopel eröffnet wurde. Große österreichische Speditionsfirmen errichteten auf dem Balkan sowohl als auch in Konstantinopel eigene Niederlassungen, und das Moment des Wettbewerbs trat lebhaft in die Erscheinung. Die Ausgestaltung des Bahnnetzes auf dem Balkan hat natürlich auch dem Ausbau des Verkehrsgewerbes Vorschub geleistet, und der Anschluß Griechenlands an das balkanische Bahnnetz wird viel dazu beitragen, den Eisenbahnverkehr auf dem Balkan zu erhöhen.

Die Errichtung von Zweigniederlassungen durch große österreichische Speditionsfirmen erklärt sich in der Hauptsache dadurch, daß die Wahl der Speditionsvermittlung beim balkanischen Käufer liegt. Die österreichischen und deutschen Verkäuferfirmen offerieren zumeist ab Fabrik, eben von dem Wunsche geleitet, jeder Verantwortung ledig zu sein, die mit Transport- und Versicherungsfragen in Zusammenhang steht. Die Akquisition liegt also auf dem Balkan, während die Spediteure in Oesterreich, Ungarn und Deutschland mit der Durchführung des Transportes beauftragt sind. Bei den verschiedenartigen Transportkombinationen, die sich in normalen Zeiten im Verkehr mit dem Balkan bieten, ist es begreiflich, daß nicht schematisch die Transportrouten festgelegt werden können, sondern daß jede Sendung, je nach Größe, Transportfrist und so fort, den passenden Transportweg beansprucht. So ist beispielsweise die Eisenbahnroute unausweichlich bei Transporten, die lose — ohne Verpackung — zur Expedition gelangen, z. B. Glaswaren, Tonwaren. Für schwere Objekte, wie z. B. für Maschinen, ist ebenfalls der Eisenbahnweg vorzuziehen, weil die Umladungen, welche bei anderen Routen notwendig sind, sich teuer stellen und dabei vielerlei Gefahr bringen. Diese wenigen Andeutungen genügen, um darzulegen, welche Verschiedenartigkeiten vorliegen und welche Faktoren berücksichtigt werden müssen, soll für eine vorliegende Sendung mit Bezug auf die Routenwahl stets das Richtige ausgesucht werden im Einverständnis mit den Absichten, die der Warenempfänger beim Ankauf verfolgt.

Durch den Krieg ist der ganze Balkanverkehr monopolisiert worden, namentlich aus militärischen Gründen, wohl aber auch deshalb, weil der Reichskommissar für Ein- und Ausfuhr eine leichtere zentralisierte Kontrolle ausüben wollte.

Die Vormachtstellung, die im Balkanverkehr den österreichischen und ungarischen Speditionsfirmen zufiel, wird in der Nachkriegszeit wahrscheinlich insofern eine Minderung erfahren, als zweifelsohne auch deutsche führende Spediteure mit dem Plane umgehen, eigene Filialen auf dem Balkan und in der Türkei aufzumachen; damit soll keineswegs gesagt werden, daß die deutsche Speditourwelt von dem Wunsche geleitet ist, den österreichischen und ungarischen Kollegen Konkurrenz zu machen. Vielmehr werden die deutschen Spediteure in der Hauptsache die Geschäfte mit in Deutschland ansässigen Kunden pflegen, eine Entwicklung, die man wohl als legitim gelten lassen wird.

Die deutsche und österreich-ungarische Bankwelt geht in ihren Operationen auf dem Balkan und in der Türkei gemeinsam vor. Es erscheint also im Bereich der Möglichkeit, daß auch die deutschen und österreichischen Spediteure im Balkangeschäft Hand in Hand arbeiten.

Tag und Nacht regelmäßige Züge, auf den wichtigsten Linien sogar Schnellzüge mit Schlafwagen, laufen. Aber auch die ukrainischen Eisenbahner haben viel dazu beigetragen, den Eisenbahnverkehr wieder normal zu gestalten: im Gegensatz zu der übrigen Arbeitererschaft, die die schlimmsten Ausschreitungen beging, bewies das Eisenbahnpersonal bis zum Ausbruch des gegenwärtigen, aus wirtschaftlichen Gründen zurückzuführenden Streiks stets eine ausgezeichnete Haltung, blieb auf seinem Posten und nahm seine Tätigkeit wieder auf, sobald die Verhältnisse es nur irgend gestatteten. Bemerkenswert dabei ist, daß die ukrainischen Eisenbahner während ganzer Monate kein Gehalt bezogen. In 14 Stunden legen die Schnellzüge die 650 Kilometer betragende Strecke zwischen Odessa und Kijew zurück. Der Fahrgast, der aus dem Fenster schaut, sieht auf dieser Strecke nur selten an Brücken und wichtigsten Uebereingängen, Bahnhöfen und Knotenpunkten Militär zum Schutze einiger wichtiger Anlagen postiert. Das beweist, wie sich in jenen Gebietsstrichen die Verhältnisse bereits konsolidiert haben; denn ohne Bewachung würden die Eisenbahnlinien in den Wäldern wohl bald wieder zerstört werden, wenn im Lande noch Anarchie herrschte.

Die Ukraine verfügt über ein Eisenbahnnetz von 17300 Kilometern, das ein Gebiet von etwa 700 000 Quadratkilometern bedient. Die Linien sind durchschnittlich gut gebaut. Unter den Kriegseinwirkungen haben die Strecken weniger gelitten als das Betriebsmaterial; dieses ist überaus stark abgenutzt und reparaturbedürftig; rechnet man dann noch die Einwirkungen der maximalistischen Revolution hinzu, den Kohlenmangel und die notwendig gewordene Einführung der Holzfeuerung, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Erhöhung der Tarife bis zu 350 Prozent und ein Sinken der allgemeinen Leistungsfähigkeit gegen den Frieden, so ist das Bild natürlich nicht allzu erfreulich. Aber neuerdings unter der Hetman-Regierung geht man all diesen Uebeln energisch zu Leibe, und es sind, wie wir oben gesehen haben, mit deutscher Hilfe schon wesentliche Erfolge auf diesem Wege erreicht worden. Ungefähr 45 Prozent des gesamten rollenden Materials der Ukraine sind ausbesserungsbedürftig, obgleich im Jahre 1916 nicht weniger denn 13 500 Wagen und im Jahre 1917 auch noch 10 800 Wagen bereits ausgebessert worden sind. Enorm sind freilich die Ausgaben, die dem Staate neuerdings aus der Erhaltung der Eisenbahnen erwachsen: gegen 12 000 Rubel, die in dieser Hinsicht in normalen Friedenszeiten für den Kilometer verausgabt wurden, kostet heute die Instandhaltung derselben Strecke 125 000 Rubel. Das ist in der Tat eine ungeheure Vertenerung des Betriebes, wenn auch in Rechnung gezogen werden muß, daß der Rubel stark entwertet ist und heute 120 000 Rubel nicht mehr die bedeutende Summe ausmachen, wie früher. Von seiten der ukrainischen amtlichen Stellen wird trotz des Bestehens all dieser Schwierigkeiten behauptet, daß schon in wenigen Monaten wieder in vollem Umfange die alte Friedensleistungsfähigkeit der süd-russischen Bahnen erreicht sein wird.

50 Waggons Industriewaren hat im Wege des Tauschhandels die ungarisch-ukrainische Exportvereinigung bisher aus Ungarn in die Ukraine abtransportiert. Weiter ist ein Schlepper, mit 25 Waggons Waren beladen, auf der Donau nach Odessa unterwegs, wo auch diese für Zwecke des Tauschhandels verwandt werden sollen. Im Lande aber liegen ganze 200 Waggons Waren zum Abtransport bereit. Die 50 bereits abgegangenen Waggons repräsentieren einen Wert von nur 5 Millionen Kronen. Die ukrainischen Transporte aus Ungarn haben erst zu Anfang Juni beginnen können, dann trat eine kurze Unterbrechung ein. Die Waren, die bisher abgeliefert wurden und die zur Ablieferung noch bereit liegen, bestehen hauptsächlich in landwirtschaftlichen Maschinen, landwirtschaftlichen Geräten, Fensterglas, Papier, Maun, Glasperlsalz, Tinte, Bittersalz, Naphthalin, Kognat, Schmiedewerkstatteinrichtungen, Bitterwasser, Wasserglas, Farben, Galanteriewaren und Champagner. Dabei machen den größten Posten landwirtschaftliche Maschinen und Geräte aus, und zwar Senfen, Pflüge, Schaufeln, Ketten usw.

H. A. D.

Finnland. Der finnländische Senat hat freundschaftliche Schritte unternommen, um die bei Kriegsbeginn im August 1914 zusammen mit den russischen Guthaben in Deutschland beschlagnahmten finnischen Guthaben zu erhalten. 8 Millionen Mark wurden von Deutschland bereits im Februar freigegeben. Es fehlen also noch 21 Millionen, da das finnländische Guthaben gegen 30 Millionen finnländischer Mark betrug. Wie in Finnland versichert wird, ist diese Transaktion für Finnland von sehr wesentlicher wirtschaftlicher Bedeutung, da das Land dadurch in den Besitz wertvoller deutscher Valuta gelangt.

Seit dem Festsetzen der Engländer im Murmangebiet ist wieder die Murmanbahn in aller Leute Mund. Es verlohnt sich daher, auf diese nördlichste Eisenbahnstrecke der Welt zurückzukommen. Wir weisen unsere Leser auf einen in Heft 7 der „Osteuropäischen Zukunft“, zweiter Jahrgang, Seite 193, erschienenen Aufsatz „Rußlands Polarbahn“ von Hanns Dohrmann, wollen aber auch an dieser Stelle ein paar der wesentlichsten Daten folgen lassen, die die Bedeutung der Murmanbahn und der Murmanküste charakterisieren. Eine große Ueberraschung für ganz Europa bildete im November 1916 eine Petersburger Depesche des Inhalts, daß die Newarresidenz mit den Häfen der Murmanküste durch eine direkte Eisenbahnlinie verbunden worden sei. 18 Monate lang, für russische Verhältnisse also überaus kurze Zeit, hat der Bau dieses Schienenweges in der gewaltigen Ausdehnung von 1000 Werst gedauert. Dieser Bau war um so mehr eine der glänzendsten Leistungen des Eisenbahnbaues während der Kriegszeit, als die Strecke zum größten Teil durch unzugängliche Gegenden, Sümpfe und vereiste Stellen gelegt werden mußte. Schon vor 20 Jahren kannten die Petersburger amtlichen

Stellen die Bedeutung und die Vorzüge der Murmanküste mit ihren tiefen, vor allem eisfreien Häfen. Aber die Schwierigkeiten eines Eisenbahnbaues auf jenem unwegsamen Territorium hinderten sie daran, dem Projekt einer Verbindung dieser Häfen mit Petersburg und dem übrigen russischen Verkehrsnetz durch den Bau einer Polarbahn näherzutreten. Erst der Krieg mit seiner Blockade der Ostsee und des Schwarzen Meeres und die im Kriege besonders fühlbaren Schwierigkeiten des Verkehrs auf der unendlich langen Sibirischen Bahn nach dem fernen Mlabiwoostok am Stillen Ozean, sowie die Abhängigkeit des russischen, nach Westen hin nur auf dem neutralen Wege über Torneo, Stockholm und Bergen möglichen Handels drängten den russischen Ministerrat im Oktober 1914 zu einem raschen Entschluß, den Bau der Murmanbahn in Angriff zu nehmen, um sich auf diesem Wege einen freien Ausgang zum freien Meer zu schaffen. Im Juni 1915 setzte der Neubau tatsächlich ein, und im November 1916 war er bereits vollendet; er hat somit etwas länger als ein Jahr gedauert. Die Kosten des Baues betrugen 180 Millionen Rubel, und die Sibirische Bahn galt als Vorbild. Die schwerste Frage, die vor und während des Baues zu lösen war, schien die Arbeiterfrage zu sein. In der Gegend, durch die die Bahn führen sollte und die kaum bevölkert ist, ließen sich natürlich weder Arbeiter noch Handwerker auf-treiben. Aber der Regierung bot sich gerade als Kriegsfolge ein unerwartetes Hilfsmittel. Sie bediente sich deutscher und österreichischer Kriegsgefangener zum Bau der Bahn; daraus erklärten sich auch die verhältnismäßig geringen Baukosten. Etwa 25 000 Deutsche und Österreicher, 10 000 Chinesen und gegen 5500 freiwillige finnländische Arbeiter, also zusammen 40 500 Menschen, wurden angestellt, das große Werk zustande zu bringen. Die Arbeitsbedingungen waren freilich ungeheuer schwer: Seen und Flüsse, Sümpfe und Moorgründe waren durch Kunstbauten zu überbrücken; auch das Klima wirkte hindernd auf die Arbeit ein, da der größte Teil des Baues im Herbst und Winter bei einer Kälte-temperatur von 30 Grad fertiggestellt werden mußte. Große Mähen bereitete schließlich die Heranschaffung von Material und Lebensmitteln. Und den Gefangenen und freiwilligen Arbeitern hat es wohl wenig geholfen, daß mittlerweile erwiesen ist, das westentlegene, verödete und moralisch haltige Gebiet sei so reich an Bodenschätzen, daß unter besseren Lebensbedingungen nach dem Murman ein Menschenstrom pilgern würde, der denjenigen der Goldsucher nach Kalifornien weit übertreffen dürfte.

Die neue Bahn geht von Petrosawodsk längs des Onegasees, streift die Bucht von Soroksk und wendet sich dann nach Kem. 110 Werst von Soroksk zweigt der Schienenweg vom Meere ab, um erst nach 260 Werst wieder den kleinen Hafen Kandalak am Weißen Meer zu erreichen. Dann passiert die Bahn Sümpfe und Eisberge, bis sie nach Kola gelangt. Ihr Endpunkt ist der Hafen Romanow mit der erst seit dem September 1916 bestehenden Stadt gleichen Namens. Die Gesamtlänge des Schienenweges, gerechnet von Petersburg bis zu diesem Ort Romanow, beträgt 1367 Werst und wird gewöhnlich in fünf Teilstrecken befahren: Petersburg—Swanka (114 Werst), Swanka—Petrosawodsk (266 Werst), Petrosawodsk—Soroka (356 Werst), Soroka—Kandalak (370 Werst) und Kandalak—Romanow (261 Werst).

Es wäre schließlich noch einiges über die Küste des Murman und über die dort gelegenen Häfen zu sagen: Der Hafen von Romanow ist überaus günstig gelegen für den Verkehr nach Amerika und England — selbst günstiger noch als die Häfen des Baltischen Meeres, die früher zu den bedeutendsten Häfen Rußlands gehörten. Für den Frachtverkehr zwischen Rußland und den genannten Ländern hat der Hafen Romanow bereits während des Krieges eine bedeutende Rolle gespielt und wird sie wohl in ferner Friedenszeit erst recht spielen. In Norwegen ist in Berücksichtigung dieser Vorteile bereits die Gründung einer neuen Dampferlinie erfolgt, die Schiffe zwischen Romanow einerseits und England, Nord- und Südamerika andererseits verkehren lassen will. Bezeichnend für die Bedeutung der Häfen an der Murmanküste ist ja auch, daß sich der Breite hier festsetzt.

Was die Murmanküste als solche anbetrifft, so ist nicht in der Fischerei allein, die von den Norwegern ja schon längst am Murmangebiet be-trieben wird, der Quell der Naturreichtümer dieses Küstengebietes zu suchen. Seit dem Bau der Murmanbahn schalten große Schwierigkeiten aus, die bisher eine Fischerei im großen schließlich doch nicht rationell genug erscheinen ließen; ein Netz hinreichender Verkehrswege im Gebiet wird es nun ermöglichen, den Ertrag der Murmanfischerei auch in das Innere des Landes gelangen zu lassen. Sodann werden die Hölzer der undurchdringlichen Wäldungen in den Gouvernements von Wologda, Olonez, Perm und Archangelsk, die im ganzen eine Bodenfläche von 80 Millionen Hektar bedecken, auf der Murmanbahn durch die neu erschlossenen Häfen zum Versand gelangen. Auf diese Weise wird nicht Archangelsk allein, das oft genug verstopft und überbietet war, den Durchgangsverkehr bewältigen müssen.

J. O. Orenius.

Polen. Die Warschauer Kreditgesellschaft hat, um der noch immer andauernden Rubelspekulation zu begegnen, eine Verordnung erlassen, nach der sämtliche Zahlungen vom 15. Juni ab ausschließlich in Markwährung entgegengenommen werden. Große Beunruhigung rief diese Verfügung bei den Warschauer Hausbesitzern hervor; die Börse dagegen zeigte ihre Zustimmung: der Kaufpreis der Pfandbriefe der Kreditgesellschaft stieg merklich. Die Notwendigkeit der Maßnahme der Warschauer Kreditgesellschaft wird damit begründet, daß allein die der Gesellschaft an Steuern in Mark erwachsenden Kosten so hoch sind, daß die in Rubelwährung eingehenden Kassenzahlungen dafür kaum ausreichen. Auf diesem Wege verlor die Gesellschaft bei einer einzigen Kuponsteuer-zahlung von 1½ Millionen Mark gegen 700 000 Rubel, eine Tatsache, die für die Gesellschaft natürlich die schwersten Folgen zeitigen muß,

wenn nicht schleunigst Abhilfe geschaffen wird. Aus dieser Maßnahme der Warschauer Kreditgesellschaft erhellt wieder einmal, wie unhaltbar die immer noch bestehende Rubelwirtschaft in Polen ist. Für die Hausbesitzer ist die Tatsache, daß Marktzahlung verlangt wird, entgegen den Versicherungen dieser Herren deshalb nicht von so schwerwiegender Bedeutung, weil sie in der Lage sind, auch die Miete zumeist schon in Mark einzuziehen; den Zwischengewinn des sinkenden Rubels streichen also die Hausbesitzer allein ein. Die Gesellschaft in Warschau nimmt im übrigen die eigentlichen Darlehensrückzahlungen in eigenen Pfandbriefen entgegen, so daß dem Besitzer kein Schaden erwächst.

Die Bromberger Stadtverordnetenversammlung beschloß den Ankauf eines umfangreichen Geländes an der Brahe für 625 000 Mk.; das Gelände soll als Bauplatz für einen modernen Umschlaghafen für aus Polen kommende Waren dienen, besonders für Getreide, Futtermittel und Rohrzucker. Projektiert ist außerdem eine Braheuferbahn. Ein Teil des Geländes soll zur Errichtung von Kleinwohnungen Verwendung finden.

H. A. D.

Großrußland. Auf Veranlassung der Reichsbehörden hat der Verein deutscher Spediteure, dessen Sitz Berlin ist und der alle namhaften Spediteure Deutschlands umfaßt, unter der Firma „Osttrans, Osteuropäische Transportgesellschaft m. b. H.“ eine Gesellschaft mit dem Sitz in Berlin und mit einem Gesellschaftskapital von etwa 300 000 Mk., was eigentlich etwas wenig ist, errichtet. Transport-, Lagerungs- und Verzollungsgeschäfte von und nach den einzelnen Teilen des ehemaligen Rußland und von und nach Finnland sind, soweit nicht Beschränkungen des Güterverkehrs aus militärischen oder wirtschaftlichen Gründen vom Reiche für notwendig erachtet und angeordnet werden und somit eine freie Betätigung des Handels zugelassen wird, Gegenstand und Aufgabe des Unternehmens. Es ist noch zu bemerken, daß die Ukraine nicht in den Rahmen des Unternehmens fällt.

Jura Trubow.

Die wirtschaftliche Bedeutung Georgiens. Transkaukasien, unter dessen Bevölkerung die 2 Millionen Georgier einen sehr wesentlichen Bestandteil bilden, kommt nicht nur mit seinen durch Eisenbahnen gut ausgebildeten Verkehrswegen für die Handelsbeziehungen Europas zu dem weiten Hinterland des Kaspischen Meeres und sogar zu Ostasien in Betracht, sondern auch als Erzeugungsland für viele wichtige Rohstoffe, deren Deutschland

dringend bedarf. Als solche Rohstoffe seien besonders genannt: Manganerze, Tee, Tabak, Korkholz, Wein, Baumwolle, Wolle und vornehmlich Erdöl. Vor dem Kriege, im letzten Halbjahr jener Periode, kamen von einer Gesamtausfuhr Georgiens an Manganerzen in der Höhe von 42,6 Millionen Pud 47½ Prozent, nämlich 20,4 Millionen Pud, nach Mitteleuropa, davon der größere Teil nach Deutschland. Im Jahre 1914 erntete man in Georgien 640 000 Kilo Tee in Gestalt grüner Blätter, und noch im Jahre 1917 eine Million Pud Tabak im Werte von über 30 Millionen Rubel. 1,2 Millionen Hektoliter Wein ist die durchschnittliche Weinerzeugung des Kaukasus; davon wurden 500 000 Hektoliter ins Ausland ausgeführt, der Rest gelangte zum größten Teil zur Kognakfabrikation, von dem 30 000 Hektoliter jährlich erzeugt werden. Zu erwähnen ist noch der große Waldreichtum Georgiens, aus dem bei rationellerem Betriebe hoher Nutzen gezogen werden könnte. Daß die Erzeugung von Wolle und Baumwolle sehr bedeutend ist, versteht sich von selbst, wenn man weiß, daß allein Transkaukasien 6 Millionen Schafe züchtet, die 8½ Millionen Kilo Wolle jährlich liefern. Schaf- und Korkläse gehören zu den regelmäßigen Ausfuhrartikeln. Die Baumwollkultur ergab vor dem Kriege, noch im Jahre 1914, eine Jahresausbeute von 700 000 Zentnern reiner Faser; erst im Kriege, im Jahre 1917, ist diese Zahl auf 270 000 Zentner gesunken. Aus dem Baumwollsaamen wird gehaltvolles Öl bereitet. Es ist aber denkbar, daß die Baumwollernte nach Anwendung einschlägiger Hilfsmittel bis zur kolossalen Ziffer von 20 Millionen Zentnern jährlich gesteigert werden kann, eine Aussicht, die besonders in Deutschland die größte Beachtung finden müßte, da wir unsere Baumwolle bisher meist von Uebersee bezogen haben. Der Erzeichtum des Landes ist wegen Kohlenmangels noch nicht hinreichend praktisch ausgebeutet worden; hingegen ist bekannt, wie die Naphthaquellen bei Baku, die berühmtesten Europas, in vollem Maße im Betriebe sind; einen Wert von 500 Millionen Rubel und eine Ausbeute von 450 Millionen Pud ergab Baku selbst im Kriegsjahre 1915. Alle diese Reichtümer könnten gegen den Austausch von Industrieerzeugnissen Deutschland schon jetzt zugänglich gemacht werden. Von Interesse ist schließlich, daß an der wirtschaftlichen Entwicklung Georgiens und des Kaukasus auch deutsche Kolonisten aus Württemberg teilgenommen haben, die, in blühenden Kolonien lebend, vornehmlich Weinbau, Ackerbau, Viehzucht und Handel treiben. Diese Kolonisten, stets Träger der deutschen Kultur, sind ihrem Deutschtum bis heute treu geblieben.

Jura Trubow.



OTWI-WERKE

M. ————— B. ————— H.

Bremen und Delmenhorst

Maschinen- und Werkzeug-Fabriken

Preß- Stanz- Zieh- und Hammer-Werke

Waffen- und Munitions-Werke :::::